

hte

Zeitschrift für Ideengeschichte
Heft XVII/3 Herbst 2023

Sankt Niklas

Herausgegeben von
Petra Gehring & Stephan Schlak

Deutsches Literaturarchiv Marbach
Klassik Stiftung Weimar
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
Wissenschaftskolleg zu Berlin
Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin
Kunsthistorisches Institut in Florenz – MPI

Begründet von Ulrich Raulff, Helwig Schmidt-Glintzer
und Hellmut Seemann

Herausgeberinnen und Herausgeber:

Sandra Richter

(Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Ulrike Lorenz

(Klassik Stiftung Weimar)

Peter Burschel

(Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)

Barbara Stollberg-Rilinger

(Wissenschaftskolleg zu Berlin)

Hermann Parzinger

(Stiftung Preußischer Kulturbesitz)

Gerhard Wolf

(Kunsthistorisches Institut in Florenz – MPI)

Beirat: Kurt Flasch (Bochum), Anthony Grafton

(Princeton), Dieter Henrich (†), Wolf Lepenies (Berlin),

Glenn W. Most (Chicago/Pisa), Krzysztof Pomian (Paris),

Jan Philipp Reemtsma (Hamburg), Quentin Skinner (London),

Barbara M. Stafford (Chicago)

Geschäftsführende Redaktion:

Stephan Schlak (v.i.S.d.P.)

Redaktion «Denkbild»: Hannah Baader und Hana Gründler

Redaktion «Konzept & Kritik»: Daniel Schönplüg

Mitglieder der Redaktion: Warren Breckman, Ulrich von
Bülow, Jan Bürger, Eva Cancik-Kirschbaum, Luca Giuliani,
Ulrike Gleixner, Jens Hacke, Helmut Heit, Markus Hilgert,
Martin Hollender, Jost Philipp Klenner, Reinhard Laube,
Marina Martinez Mateo, Michael Matthiesen,
Florian Meinel, Martin Mulsow, Christian Neumeier,
Hedwig Richter, Hole Rößler, Astrit Schmidt-Burkhardt,
Danilo Scholz, Andreas Urs Sommer, Carlos Spoerhase,
Martial Staub, Anita Traninger, Jörg Völlnagel, Julia Voss

Redaktionsadresse:

Zeitschrift für Ideengeschichte

Wissenschaftskolleg zu Berlin

Wallotstraße 19

14193 Berlin

www.z-i-g.de

www.chbeck.de

Die Zeitschrift für Ideengeschichte erscheint viermal jährlich und
ist auch im Abonnement erhältlich.

Bezugspreis:

Einzelheft: € 20,00 [D]; € 20,60 [A];

als E-Book: € 12,99

Jährlich: € 64,00

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 30,00 (Ausland)

Sonderpreis: € 52,00

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 30,00 (Ausland)

Der Sonderpreis gilt für Mitglieder der mit den Herausgeber-Institutionen
und ihren Museen, Archiven, Bibliotheken und Instituten verbundenen
Vereine gemäß der Liste auf www.z-i-g.de, für Mitglieder des Verbands
der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V. und des Verbands der
Geschichtslehrer Deutschlands e.V. sowie für Abonnenten der Marbacher
Magazine.

Abo-Service:

Telefon (089) 3 81 89-750 • Fax (089) 3 81 89-402

E-Mail: Kundenservice@beck.de

Gestaltung:

vsp-komm.de

Layout und Herstellung:

Simone Decker

Druck und Bindung:

Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

ISSN 1863-8937 • Postvertriebsnummer 74142

ISBN gedruckte Ausgabe 978-3-406-80024-5

ISBN E-Book-Ausgabe 978-3-406-80304-8

Alle Rechte an den Texten liegen beim Verlag C.H. Beck.

Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheber-
rechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlags.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2023

Verlag C.H. Beck, Wilhelmstr. 9, 80801 München



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Besuchen Sie auch unsere Website
www.z-i-g.de !

Abonnenten haben kostenlosen Zugriff auf
die Beiträge aller bisher erschienenen Hefte.
Registrierte Nutzer können alle Beiträge, die
älter sind als zwei Jahre, kostenlos lesen.

ZUM THEMA	Petra Gehring, Stephan Schlak	4
SANKT NIKLAS	Johannes F. K. Schmidt: Zettels Albtraum. Kleine Aufklärung über eine Verlustlegende	5
	Danilo Scholz: Der kleine Prinz der Systemtheorie	15
	Karl-Siegbert Rehberg: Der Weltbuchhalter	25
	Eva Geulen: Kollektivschein. Luhmann lässt marxistische Studiengruppe abblitzen	31
	Rudolf Stichweh: Moral im Grand Hotel Imperial. Dubrovnik, April 1976	35
	Andreas Stucke: Athenäum, ein Gutachten. Luhmann tanzt aus der Reihe	44
	Petra Gehring: Setzen, Taufen, Pröbeln. Der Fall «Kontingenz»	50
	Heinz Bude: «Nun ja, was denn sonst?» Luhmanns Kunst ...	57
	Barbara Stollberg-Rilinger: Lorient zum 100. Geburtstag	61
	Detlef Pollack: Luhmann in Leipzig	67
	Stephan Schlak: Nachruf auf die Bundesrepublik. Auch Luhmann ist dabei	77
ESSAY	Ulrich Raulff: Die Unnachahmlichen	81
DENKBILD	Hana Gründler: Die kybernetische Großmutter	101
KONZEPT & KRITIK	Philipp Lepenies: Der Preis ist heiß	111
	Julia Voss: Preußisch Grün	117
	Eva Geulen: Der geheime König	121
	Wolfgang Schivelbusch: Palasteroberung. Exposé	125
	Die Autorinnen und Autoren	128

Im nächsten Heft: Große Männer. Mit Beiträgen von Hedwig Richter, Barbara Stollberg-Rilinger, Ulinka Rublack, Kirsten Scheid und weiteren.

Zum Thema

Eine naive ideenhistorische Suchanfrage an das Archiv der Theorie: Wo versteckt sich in der überlieferten Zettelwirtschaft die Person Niklas Luhmann? Wer einmal soziologisch aufgeklärt die moderne Welt mit den verfremdeten Augen der Systemtheorie gesehen hat, ist schnell um eine kleine humanistische Kränkung reicher. Der Mensch, auch in der anthropologischen Sub-Form als Intellektueller, Reichsbürger oder Tennisspieler, zählt im Kosmos der Gesellschaftstheorie nicht zum System. In der publizistischen Landschaft der Bundesrepublik war der bürgerliche Autorenname «Niklas Luhmann» auf Buchumschlägen zu lesen. Gleichwohl findet man in den Büchern einen mit der Person des Autors nur theoretisch lose verwandten Beobachter zweiter Ordnung. Dass es bis heute keine intellektuelle Biographie des bedeutendsten Soziologen der Nachkriegszeit gibt, ist auf der Flughöhe von Luhmanns Theorie nur konsequent. In seiner Abschiedsvorlesung über die zwei Fragen der Soziologie «*Was ist der Fall?*» und «*Was steckt dahinter?*» (1993) hat Luhmann – in leibhafter Präsenz – das Programm seiner körperlosen Gesellschaftstheorie ohne Hinterabsichten gewohnt virtuos paradox entfaltet. Das Komplexitätsniveau markierte der soziologische Zauberer in der Form eines selbstironischen, intellektuellen Offenbarungseids. Was «steckt hinter» der Systemtheorie? «Gar nichts.»

Wie er lebte, wie er ökonomisch wirtschaftete, wie er politisch dachte, wie er liebte...? Wer das wissenschaftliche Luhmann-Archiv in Bielefeld aufsucht, dieses Monument analoger Intelligenz, um durch den Filter der diskreten Theorie auf den Autor und seine Primäraffekte durchzustoßen, wird in der «Erwartungserwartung» (Luhmann) durch das überlieferte Material schnell korrigiert. Was in vielen Gelehrtennachlässen die eigentliche Intensitätszone ist, die Korrespondenzen, in denen Allianzen und Netzwerke sichtbar werden, ist bei Luhmann ein kontrollierter Informationsträger. In der stratifizierenden Aufmerksamkeitsökonomie dieses pausenlos produzierenden Theorietreibers

thront zwischen Lehre, Verwaltung eines Lehrstuhls, Füttern des Zettelkastens und anfälliger Post mit kleineren und größeren Geistern über allem die Arbeit an der eigenen Architektur.

Wie besonders Luhmanns Denkstil war, wird in den siebziger Jahren deutlich, dem intellektuell deprimierenden Jahrzehnt ideologischer Heckenkämpfe. Bei aller theoretischen Liebe zum «Dissens» hält Luhmann in dieser *Take-Off-Phase* seiner Gesellschaftstheorie genauso Distanz zur moralischen Selbstnormativierung auf der linken Hegel-Linie (Grand Hotel Achtung, Dubrovnik 1976) wie auf der rechten Linie zur anti(hyper)moralischen, konservativen Institutionensoziologie (Festvortrag für Arnold Gehlen, Aachen 1974). Die Epoche der Kritik, in die der aus der Bürokratie in die Soziologie entlaufene Sohn eines Brauereibesitzers «zufällig» hineingeboren wurde (auch Luhmanns Lebenslauf ist ein Beitrag zum Fall «Kontingenz»), unterlief der Theoretiker der Moderne mit der alteuropäischen Wurzel der intellektuellen Zentralvokal. Κρίτική («unterscheiden», «trennen»). *Draw a distinction* heißt: Im Anfang jeder systemtheoretischen Operation steht die Unterscheidung.

Luhmanns abstraktes Denken aus der Form ist heute in Zeiten identitätspolitischer Zurüstung ein Segen. Zugleich hat seine entdramatisierte Theorie in den Kriegen, Lockdowns und Ausnahmezuständen der letzten Jahrzehnte nicht unbedingt an weltpolitischen Evidenz gewonnen. Wurde vielleicht mit dem Vertrauen auf die «Selbstorganisation» der Systeme nur das Kleingedruckte der alten Bundesrepublik in große Theorie verzaubert – der Glaube an die Geschäftsordnung als politischer Ordnungsstifter? Wir beobachten Luhmann mit Zufallsfunden aus dem Archiv in der Einheit der Unterscheidung von Theorie und Historisierung, von diabolischem Beobachter und heiligem Aufklärer.

Petra Gehring
Stephan Schlak

Sankt Niklas

JOHANNES F. K. SCHMIDT

Zettels Albtraum

Kleine Aufklärung über eine Verlustlegende

Alle in diesem Heft gezeigten Zettel aus dem Zettelkasten und Manuskripte können über den «Online-Bestand» auf der Seite <https://niklas-luhmann-archiv.de> aufgerufen werden. Mit Dank für die digitale Bereitstellung in einer edierten Fassung nach Ostwestfalen an Jennifer Bunselmeier, Lena-Luise Stahn, Matilda Völker, Tobias Dombrowsky, Christoph Gesigora und Johannes Schmidt.

- 1 Alexander Smolczyk: Der Gral von Bielefeld, in: Der Spiegel, Nr. 41 vom 05.10.2003.
- 2 Niklas Luhmann: Biographie, Attitüden, Zettelkasten, in: ders.: Archimedes und wir. Interviews, hrsg. von Dirk Baecker und Georg Stanitzek, Berlin 1987, S. 125–155, hier S. 142–143.
- 3 ZK II: Zettel 9/8,3.
- 4 Niklas Luhmann: Kommunikation mit Zettelkästen: →

Niklas Luhmanns Zettelkasten war lange eine sagenumwobene Gestalt. 2003 raunte der *Spiegel* von dem «Gral von Bielefeld», nach dem man sich (nach dem Tod des Meisters) auf die «Suche» machen müsse – nur um sich dann in der Universität Bielefeld vor einer verschlossenen Stahltür und nichts sagenden Türhütern wiederzufinden.¹ Schon zu Luhmanns Lebzeiten, als der Kasten noch in seinem Haus in Oerlinghausen stand, ist der Kasten ein Objekt der Begierde. An dessen Mystifikation ist der Vielschreiber Luhmann selbst nicht ganz unbeteiligt, indem er in Interviews Sätze streut wie: «Meine Produktivität ist im wesentlichen aus dem Zettelkasten-System zu erklären» oder: «Der Zettelkasten kostet mich mehr Zeit als das Bücherschreiben.»² Und indem er zugleich interessierten Kollegen und Journalisten den Kasten bereitwillig vorführt, um sich dann daran zu ergötzen, dass das, was den Kasten ausmacht, eben nicht zu sehen ist: «Sie bekommen alles zu sehen, und nichts als das – wie beim Pornofilm. Und entsprechend ist die Enttäuschung» –, so notiert er es in einer Abteilung über den Zettelkasten im Zettelkasten.³

Vielleicht gerade deshalb hat Luhmann aus dem Kasten selbst aber eigentlich nie wirklich ein Geheimnis gemacht, sondern freimütig dessen Konstruktionsprinzipien offengelegt, wie man in dem 1981 publizierten Aufsatz «Kommunikation mit Zettelkästen» nachlesen kann.⁴ Aber schon viel früher, Anfang 1968, als Luhmann noch Abteilungsleiter an der von Helmut Schelsky geleiteten Sozialforschungsstelle Dortmund an der Universität

Abb. 1

Lieferschein für eine «Diana-Kleinschreibmaschine (grün) mit Koffer, Picaschrift», Hannover, 4.4.1956, mit einer Schriftprobe. Auf der Koffermaschine schrieb Luhmann in den nächsten Jahren seine Typoskripte. Auf der Vorderseite des Lieferscheins notierte er Überlegungen zur «Spaltung von Wert und Wirklichkeit» und stellte die Karte in seinen ersten Zettelkasten ein (ZK I: Zettel 7,16k4). Im Herbst 1960 reiste Luhmann für zwei Semester in die USA, um wohl auch bei dem führenden Systemtheoretiker Talcott Parsons in Harvard zu studieren. Diana blieb in Westfalen.

Lieferschein Nr. 2907

Firma Niklas Luhmann

empfangen anbei: Hannover
Engelhardstrasse 15
bei Steingrever

Diana-Kleinschreibmaschine (grün)
mit Koffer
Picaschrift
Nr. 35 040

HANNOVER, den 4.4.1956
Georgstr. 34

SCHMITZ
BÜROMASCHINEN

Eigentlich müsste man binn alle Buchstaben ausprobieren

Abb. 2

Anschlussfähig – Dienstlicher Nachweis aus dem «Zentralbüro» des Niedersächsischen Kultusministeriums für «Assessor Luhmann» zur «Benutzung der Dauerfahrkarte (...) sowie der Anschlußkarte». Der Assessor nutzte die Vorderseite für Notizen zum «Horizontproblem der Ideologielehre» (ZK I: Zettel 17,16m).

Der Niedersächsische Kultusminister
- Zentralbüro -

Hannover, den 16.4.57.

Herr/Frau/Fräulein
Assessor Luhmann

ist im Niedersächsischen Kultusministerium hauptberuflich als ständige Arbeitskraft tätig und zur Benutzung der Dauerfahrkarte Nr. 00 2660,15/Nr. 000 sowie der Anschlußkarte Nr. 12/Nr. im dienstlichen Auftrage berechtigt.

Reisekarte nach Lüneburg

Im Auftrage
Wendh

DEUTSCHES KULTUSMINISTERIUM

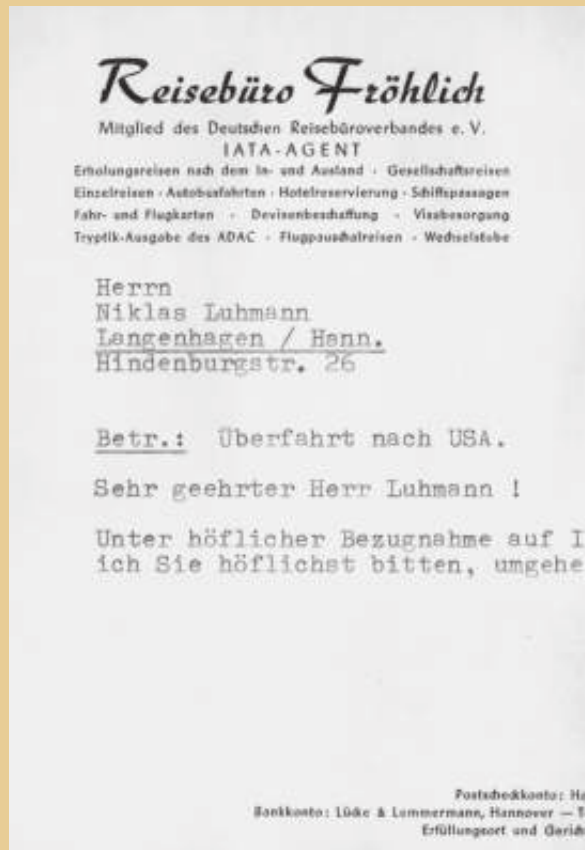


Abb. 3

«Betr.: Überfahrt nach USA.» Luhmann beschnitt hier funktional für einen Notizzettel (Zweck) eine Nachricht (Mittel) des auf «Gesellschaftsreisen» (u.a.) spezialisierten «Reisebüro Fröhlich». Mit Notizen zum «Zweck-Mittel-Schema» auf der Vorderseite (ZK I: Zettel 62,1d26p3).

11 In the traditional theory of organization and the usual definition of office all this is more or less taken for granted, sometimes it is analysed under the ^{name} of specialization. But we need the idea of stabilization of decision performance to understand the more complicated and more sophisticated uses of offices in organizations. 42/12

Abb. 4

«42/12» – Rückseite eines Zettels mit Überlegungen für einen Vortrag in Harvard mit dem Titel «The «Office» as Role-concept of the Polity» mit Verweis auf Abteilung «42 Das Amt als Entscheidungsmodell». Die Vortragsnotiz wurde wiederum zur Rückseite einer Zettelnotiz zum Thema «Organisationsprinzipien» (ZK II: Zettel 5/4d2).

Münster war, führt er in einem Vortrag in die «Technik des Zettelkastens» ein, ohne das System der Wissensorganisation zu einer Glaubensfrage zu erheben. Am Ende des Skripts notiert er vielmehr lakonisch: «aus persönlicher Erfahrung. Andere arbeiten anders».⁵ Zwanzig Jahre später wird Luhmann die Zettelkastenmethode deutlich stärker theoretisch profilieren, da sie unzweifelhaft in einem symbiotischen Verhältnis zu seiner Art zu denken steht. Auf die Frage, ob sein prominentester Gegenspieler für dessen sozialphilosophische Exegesen wohl auch einen Zettelkasten nutze, lautet die Antwort: «Nach seinen Publikationen zu urteilen, orientiert sich Habermas stärker als ich an Autoren. Deshalb genügt für ihn vielleicht ein einfacheres Ordnungssystem.»⁶

Kein Wort verliert Luhmann in dem Vortragsskript allerdings über die grundsätzliche Riskanz eines solchen Aufzeichnungsapparats, gewissermaßen den GAU, den größten anzunehmenden Unfall auf der Hinterbühne der Theorie, den er nur wenige Jahre zuvor am eigenen Objekt erfahren haben soll: den Totalverlust des Kastens! So berichtet es zumindest Luhmanns erster Assistent, Otthein Rammstedt, in der Erinnerung an ihre erste Begegnung Anfang 1966: Luhmann «sprach vom Verlust seines Zettelkastens bei der Rückkehr aus den USA», was er aber – so seine eigene Formulierung – zugleich auch als eine Chance gesehen habe, «neu ansetzen zu müssen».⁷ Luhmann selbst hat darüber später nie ein Wort verloren, gesprächsweise und im Zusammenhang mit der Ablehnung von Rufen an andere Universitäten, insbesondere im Ausland, aber seine Immobilität auf seinen Zettelkasten zurückgeführt, den er nicht umziehen wolle – was ihn nicht davon abgehalten hat, als Vortragsreisender den Globus von Kontinent zu Kontinent wechselnd zu umrunden. Hinderte ihn also die frühe traumatische Verlusterfahrung daran, die ostwestfälische Provinz jemals wieder dauerhaft zu verlassen?

Nur welcher Zettelkasten könnte bei dieser transatlantischen Verlustepisode gemeint gewesen sein? Im Nachlass finden sich zwei Zettelsammlungen. Selbst wenn die Zettel nie das Datum ihrer Entstehung tragen, kann man die Sammlungen zumindest näherungsweise datieren: die erste hat Luhmann wohl 1952 be-

→ Ein Erfahrungsbericht, in: Horst Baier et al. (Hrsg.): Öffentliche Meinung und sozialer Wandel. Für Elisabeth Noelle-Neumann, Opladen 1981, S. 222–228.

5 https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/manuskripte/manuskript/MS_2906.

6 Der Spiegel vom 18.07.1988, Fragen an Niklas Luhmann, S. 163.

7 Otthein Rammstedt: In Memoriam: Niklas Luhmann, in: Thomas M. Bardmann und Dirk Baecker (Hrsg.): «Gibt es eigentlich den Berliner Zoo noch?» Erinnerungen an Niklas Luhmann, Konstanz 1999, S. 16–20, hier S. 16.

Abb. 5

«1927 was a good year to be born. During Nazi time too young to be engaged but old enough for some experiences and thoughts.» Mit Überlegungen zu den «Difficulties of an intellectual autobiography» begann Luhmann im August 1983 einen Vortrag in Brasilia.

13. August 31. VIII. 83

1/

I 1 Difficulties of an intellectual autobiography
 I have to say first some things about
 I am now in my second life, the first life
 was very different
 Since more than 20 years I am constructing and
 selling General Theory, and it is impossible
 to speak about myself without speaking about
 this theory. That will be the second part
 of my lecture
 The first part should give you some impression
 of how I came to accept this task

2 1927 was a good year to be born
 During Nazi time too young to be engaged
 but old enough for some experience of war
 thoughts & too decisive events
 a) 1945 point ~~the~~ year. Social order almost
 non-existent. That to be rebuilt. Everything
 could be different, and even the same was a
 signum
 I retained a feeling of contingency
 the appropriate study was Law
 c) 1948 currency reform - today almost
 forgotten
 One event, less money, changed the whole
 system ~~was taught~~

3 In the fifties I found myself in a good
 position at the interface of politics and
 administration, working for almost six years
 in a German ministry
 Politics is something very different from what
 German intellectuals think it to be, particularly
 Frankfurt school
 However things become too repulsive, and
 I decided just in the middle of a career
 to leave
 Harvard, Parsons
 4 technique & Germany I began to write
 and publish
 Increasing interest in left-wing circles
 there for and by them I was declared to
 be a right-wing conservative author
 This is simply non-sense
 but polemical helped a lot to draw attention
 to my work

[30.11]
 [Hannover]

gonnen und 1960 größtenteils abgeschlossen, sie umfasst sieben Auszüge im Zettelkasten. Anfang der 1950er Jahre ist die Zeit, in der Luhmann mit der Sammlung von Lektüreergebnissen für seine geplante juristische Promotionsschrift «Die Organisation beratender Staatsorgane» beginnt – dafür reist er nach Frankreich, in die Schweiz und nach Italien und besucht verschiedene Bibliotheken. 1956 schließt er die Arbeit zwar ab, kann sie aber nicht mehr an der Universität Freiburg einreichen, da sein Doktorvater, der Staatsrechtler Wilhelm Grewe, ins Auswärtige Amt nach Bonn wechselt, ohne für seinen Doktoranden eine Auffanglösung vorzusehen, so dass Luhmann den 260 Seiten starken Text schließlich in der Schublade verschwinden lässt. Die Jahre 1960/61 markieren dann einen Einschnitt in Luhmanns Leben, den er selbst später in einem Vortrag in Brasilia so beschrieben hat: «I am now in my second life, the first life was very different» (*Abb. 5*).⁸ Das «erste Leben» war das eines Verwaltungsjuristen im niedersächsischen Kultusministerium, eine an sich nicht uninteressante Tätigkeit an der Grenze zwischen Politik und Verwaltung, die sich nach Luhmanns Wahrnehmung aber irgendwann nur noch wiederholte und bei der insbesondere der weitere Karriereweg zu stark von den politischen Unwägbarkeiten, die mit demokratischen Wahlen einhergehen, abhing, wie er selbst im Zuge eines Regierungswechsels in Hannover erleben konnte. Das «zweite Leben» ist dann das eines Wissenschaftlers «constructing and selling general theory», wie er 1983 als akademischer Handlungsreisender in Brasilien die eigene Tätigkeit beschreibt. Dieses zweite Leben beginnt mit einem einjährigen Harvard-Studium beim damals führenden soziologischen Systemtheoretiker Talcott Parsons. Es ist aber nicht nur seine «Wiedergeburt als Soziologe», wie er es in einem Lebenslauf selbst formuliert, sondern auch die Zeit der «Geburt» einer zweiten Zettelsammlung, die er von da an bis 1997 füttert und die am Ende neunzehn weitere Auszüge umfasst.

Platz für eine fehlende, eine dritte Sammlung gibt es also eigentlich nicht. Was hat es dann aber mit der Erzählung des Verlustes auf sich? Trügt die Erinnerung Rammstedts? Oder versucht Luhmann ihm gegenüber vielleicht eine gezielte Invisibilisierung der frühen, der «vorsoziologischen» Sammlung? Wei-

8 https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/manuskripte/manuskript/MS_3011.

9 https://niklas-luhmann-archiv.de//bestand/zettelkasten/zettel/ZK_1_NB_1_1_V.

tere Zeitzeugen sind in der Sache heute, über sechzig Jahre später, nicht mehr aufzutreiben; man kann hier nur noch mit den Indizien arbeiten, die der Nachlass freigibt, und der Zettelkastenerzählung eine weitere Variante hinzufügen.

Hat Luhmann also den ersten Kasten tatsächlich mit in die USA genommen? Ganz undenkbar erscheint das nicht. Die Hinreise am 11. September 1960 erfolgt mit dem Schiff, und Luhmann fährt nicht allein, sondern er reist gemeinsam mit seiner Frau; die Überfahrt ist gleichzeitig auch so etwas wie die Hochzeitsreise des frisch verheirateten Paares. Eine Mitnahme der Buchenholzauszüge auf dem Schiff ist nicht ausgeschlossen, auch wenn es sich bei den beiden je vier Auszüge umfassenden Blöcken um ein etwas sperriges und auch reichlich schweres Reisegepäck gehandelt hätte. Zurück geht es Anfang Juli 1961 mit der zwei Monate zuvor geborenen Tochter und entgegen der ursprünglichen Planung nun mit dem Flugzeug. Schon im Januar 1961 teilt Luhmann der ihn mit einem Reisestipendium fördernden Fulbright-Commission brieflich mit, dass von der einwöchigen Schiffspassage in einer billigen, überhitzten Kabine unter Deck ärztlicherseits abgeraten werde – ohne allerdings sein Ziel zu erreichen: eine volle Kostenübernahme des Rückflugs. Dieser gestaltet sich dann wechselreich: Da der Zubringerflug nach New York wegen Nebels ausfällt, muss noch einmal kurzfristig umgeplant und ein Mietwagen zum Flughafen genommen werden – wo man fast den Flug verpasst, da die Reisedokumente für die Tochter nicht vollständig sind. Ist der Kasten also erst einmal irgendwo in Cambridge stehen geblieben? Es ist kaum vorstellbar, dass Luhmann hier nicht alle Hebel in Bewegung gesetzt hätte, um das Ergebnis von Jahren intensiver Feierabendlektüre wieder nach Europa zurückzubringen. Oder ist der Kasten auf der Solofahrt über den Atlantik verloren gegangen? Dagegen spricht die harte Überlieferungslage des Nachlasses, um es in einer ganz alteuropäischen Dinglichkeitssemantik zu formulieren: die erste Sammlung gibt es eben – nicht nur digital.⁹

Findet man im Zettelkasten selbst vielleicht die Spuren, die zu einer Aufklärung der Verlust-Legende führen? Neben den 24 Buchenholzauszügen haben sich im Nachlass außerdem zwei Papp-

kästen befunden, in denen Luhmann mangels ausreichendem Platz einen Teil der Bibliographie des Zettelkastens aufbewahrt hat. Als Hersteller dieser Kästen aus verstärktem Karton mit der Serienbezeichnung «The Line ... 1046» gibt das Etikett «Hedges Files» an, eine Firma mit Sitz in Forest Park, Illinois, USA; ähnliche Kästen des Herstellers aus Holz aus den 1950/60er Jahren werden heute auf einschlägigen Verkaufsseiten im Internet unter dem Label *Vintage* angeboten. Wo anders als in den USA selbst kann Luhmann diese Kästen gekauft haben? Aber warum soll er diese beiden Kästen in Cambridge gekauft haben, wenn doch die erste Sammlung mit den Notizen dort vor ihm steht und noch wenigsten einen leeren Schub, eben den achten Auszug aufweist? Liegt es also nicht vielmehr nahe anzunehmen, dass Luhmann den ersten Kasten gar nicht mitgenommen hat und deshalb in den USA seinen zweiten beginnt, für den er dann als Erstaussstattung die beiden Pappkästen erwirbt? Für diese Annahme sprechen gleich wenigstens drei Indizien:

Erstens findet sich im Registerauszug des Kastens eine Inhaltsgliederung für eine Monographie mit dem Titel «Grundriss einer funktionalen Verwaltungslehre».¹⁰ Wieso Luhmann dieses beidseitig beschriebene DIN-A4-Blatt doppelt zusammengefaltet, also gewissermaßen schon rein äußerlich abweichend von der üblichen Oktav-Form der einseitig und handbeschriebenen Zettel und doch in dem Kasten aufbewahrt, ist eine klärungsbedürftige Frage.¹¹ Die Antwort dürfte in der überzufälligen Ähnlichkeit mit der Abteilungsstruktur der zweiten Zettelsammlung liegen, so dass man vermuten muss, dass der zweite Kasten seinen Ursprung genau in diesem Buchprojekt hat – zu dem es bezeichnenderweise im Nachlass aber keine Spur eines Manuskripts gibt. Die nicht geschriebene Monographie: das ist der zweite Zettelkasten – und er ist es auch wieder nicht, denn er beginnt zwar bei der funktionalen Verwaltungsorganisation, endet aufgrund des Luhmannschen Verzettelungsprinzips aber bei der Theorie der Gesellschaft.

Zweitens liegt die Annahme, dass Luhmann bereits während seines USA-Aufenthalts mit der zweiten Zettelsammlung beginnt, auch aufgrund seines Rechenschaftsberichts an den Deutschen Akademischen Auslandsdienst (DAAD) nach dem Aus-

10 https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/zettelkasten/zettel/ZK_2_EW_019_V.

11 Eine weitere ist, dass die Gliederung in einer anderen Schrifttype, von der sich noch ein Durchschlag im Nachlass findet, nicht auf der seit 1956 von Luhmann benutzten Kofferschreibmaschine (Typ «Diana») erstellt worden sein kann (vgl. Abb. 1).

- 12 Brief an den DAAD vom 19.7.1961. Ich danke Matthias Bode (HSPV NRW) für die Vermittlung dieses Dokuments aus dem Archiv der Deutsch-Amerikanischen Fulbright-Kommission in Berlin.
- 13 Siehe ZK II: Zettel 1/8 (Gespräch mit Parsons am 10.2.61); ZK II: Zettel 42/1,2a (Gespräch mit Parsons am 2.6.61); ZK II: Zettel 31/4 (Parsons-Vorlesung).

landsjahr nahe. In diesem selbstbewusst knapp gehaltenen Schreiben teilt Luhmann nonchalant mit, dass die meisten der in Harvard an der Graduate School of Public Administration (GSPA) angebotenen Kurse kaum seine Interessen getroffen hätten, von der Zeitbelastung ganz abgesehen: «Ein volles Programm für den Master-Titel hätte mir die Verfolgung meiner eigenen Anliegen nahezu unmöglich gemacht.» Deshalb habe er diese nach Rücksprache mit den für das Verwaltungsstudium verantwortlichen Professoren – und unter souveräner Missachtung der Bestimmungen des ihm von der Harvard University gewährten Theodore Haebler-Fellowship über 3500\$ – schlicht nicht besucht: «So hatte ich genügend Zeit für mein Vorhaben, konnte im wesentlichen die neueste Literatur in meinen Interessengebieten durcharbeiten und meine Gedanken zur Soziologie der Verwaltungsorganisation weiter entwickeln in einer Weise, die in Deutschland aus Zeit- und Literaturgründen nie möglich gewesen wäre.»¹² Und weiter: «Wo ich Fragen hatte, ergaben sich genug Diskussionsmöglichkeiten mit Professoren außerhalb des formellen Lehrplans. Insbesondere entwickelte sich im letzten Semester [Frühjahrssemester 1961] ein fruchtbares Verhältnis zum Soziologen Prof. Parsons, das ich fortzusetzen hoffe.» Entsprechend findet man auf den Eingangszetteln der ersten Abteilungen, die für diesen Kasten erstellt worden sind, hin und wieder Notizen, in denen sich Luhmann explizit und mit einer Datumsangabe versehen – die (abgesehen von solchen Zetteln, auf denen das Fehlen von Zetteln mit der Angabe des Datums der Verlustanzeige notiert wird) einzigen datierten Zettel in der Sammlung – auf Veranstaltungen von und Diskussionen mit Talcott Parsons aus der Zeit seines Harvard-Aufenthalts bezieht.¹³

Dass – drittens – die ersten Zettel der zweiten Sammlung nicht etwa erst nach der Rückkehr nach Deutschland und einem etwaigen Verlust der ersten Sammlung erstellt worden sind, dafür findet sich das zentrale Beweisstück auf der anderen, der inoffiziellen Seite des Zettelkastens, nämlich auf einer Zettelrückseite. Da das aus Platzersparnisgründen erforderliche dünne Papier offenbar knapp gewesen ist, hat Luhmann häufig bereits mit Arbeitsnotizen beschriebene oder anderweitig bedruckte Papiere umgedreht, um auf den noch leeren Rückseiten dann «ordentliche»

Zettelnotizen an- und im Kasten abzulegen. Knapp dreißig vergleichsweise früh angelegte Zettel der zweiten Sammlung weisen nun auf ihren Rückseiten Teile einer handschriftlichen Vorlage für einen Vortrag mit dem Titel «The «Office» as Role-concept of the Polity» auf. Diesen Vortrag hat Luhmann nachweislich in einem Parsons-Seminar im Frühjahrssemester 1961 gehalten. Einige Wochen später hat er diese Notizen in eine maschinenschriftliche Form gebracht,¹⁴ so dass die einseitig beschriebenen Zettel wieder frei wurden und dann nochmals für den Kasten verwendet werden konnten. Entgegen dem ersten Augenschein ist das aber gerade nicht der Beleg dafür, dass die zweite Sammlung erst nach der Rückkehr nach Deutschland begonnen wurde: Auf einem dieser Vortragsnotizzettel gibt es einen Verweis auf den Zettel «42/12» der zweiten Sammlung,¹⁵ was zeigt, dass zum Zeitpunkt der Erstellung der handschriftlichen Notizen zum Vortrag die Abteilung «42 Das Amt als Entscheidungsmodell» zumindest in Ansätzen schon existiert haben muss (Abb. 4).

Damit ist das vorläufige Ende dieser Detektivgeschichte erreicht, bei der zumindest eines sicher ist: Der Neustart Luhmanns mit dem zweiten, dem nunmehr genuin soziologischen Zettelkasten, mag auch aus einem letztlich äußeren Anlass erfolgt sein, es war aber auf keinen Fall der Verlust der ersten Sammlung, sondern allenfalls dessen temporäre Nichtzugriffsfähigkeit. Oder anders formuliert: Es war vielleicht gerade auch die räumliche Trennung von seinem ersten Kasten in Westfalen, die transatlantisch einen Aufbruch in eine neue Welt der Theorieentwicklung möglich gemacht hat, die die alte Welt der ersten Sammlung, die wesentlich die Transformation vom Staatswissenschaftler zum funktionalistischen Phänomenologen dokumentiert, zwar nicht vergessen hat, die aber von neuen, dezidiert organisationssoziologischen Ufern aus erfolgt ist. Dass diese intellektuelle Entwicklung zu einer Selbstdistanzierung in Form eines «gefühlten Verlusts» des ersten Kastens geführt haben könnte – das wäre dann aber doch eine reichlich spekulative These. Die Brücken zu seinem ersten Leben hat der Soziologe Niklas Luhmann nie gänzlich abgebrochen.

14 https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/manuskripte/manuskript/MS_2491. Zwischenzeitlich veröffentlicht in: Niklas Luhmann: Schriften zur Organisation 1: Die Wirklichkeit der Organisation, Wiesbaden 2018, S. 37–46.

15 ZK II: Zettel 42/12.

Der kleine Prinz der Systemtheorie

- 1 Mein Dank gilt Johannes Schmidt und Matilda Völker, die mir Dokumente aus dem Luhmann-Archiv zugänglich gemacht haben, sowie Niklas Barth und Christian Kirchmeier, die mir mit Anregungen und Kommentaren zur Seite standen.
- 2 Niklas Luhmann: Funktionen und Folgen formaler Organisation. Mit einem Epilog 1994, 4. Auflage, Berlin 1995, ursprünglich 1964, S. 396, FN 31.
- 3 Émile Henriot: Citadelle, in: Le Monde, 26. Mai 1948.

Unter den von Niklas Luhmann verzettelten Büchern gehört Antoine de Saint-Exupéry's *Die Stadt in der Wüste* zu den ungewöhnlicheren Funden.¹ In seiner Studie *Funktionen und Folgen formaler Organisation* stellt Luhmann das Werk als «kraftvolles Zeugnis für die Möglichkeit» eines Rückgriffs auf klassische Weisheitslehren heraus.² Dass dieser 1948 veröffentlichte literarische Tugendkatalog auf den Soziologen Eindruck machte – und zwar in der französischen Originalversion, die unter dem Titel *La Citadelle* erschien –, ist so aufschlussreich wie erklärungsbedürftig. Die zeitgenössische Kritik jedenfalls kann es nicht gewesen sein, die Luhmann zu dieser Lektüre bewog, denn sie ließ das postume Opus Saint-Exupéry's weitgehend durchfallen.

Das Buch hatte schon aufgrund der Umstände seiner Entstehung einen schweren Stand. Auf knapp 1000 Schreibmaschinen-seiten war das Manuskript angeschwollen, doch die Gelegenheit, den Text zu überarbeiten, war Saint-Exupéry nicht vergönnt. Von einem Fliegereinsatz gegen die deutsche Besatzungsmacht in Frankreich kehrte der ausgebildete Pilot am 31. Juli 1944 nicht mehr zurück. Wrackteile wurden 2004 im Mittelmeer unweit von Marseille entdeckt, die Leiche jedoch nie gefunden. Das von Saint-Exupéry zurückgelassene, zusammenhanglose, nach allen Seiten ausfransende Konvolut zu veröffentlichen, war ein Fehler, der den Rang des Autors dauerhaft beschädigen könnte, urteilte *Le Monde* unbarmherzig. Und warnte die Leser vor dem «Verrat» am Œuvre, den die Erbgemeinschaft mit ihrem Entschluss, *Citadelle* aus dem Nachlass herauszugeben, begangen hatte.³

Doch selbst wenn man den unvollendeten Charakter des Werkes in Rechnung stellt, vermochte seine gesamte Anlage und sein Plädoyer für einen aristokratisch hochgestimmten Humanismus die Rezensenten nicht zu überzeugen. Saint-Exupéry vertraut die Erzählerstimme einem jungen arabischen Fürsten an, der sich anschickt, das Zepter von seinem Vater, einem Berber-König, und damit die Herrschaft über ein ausgedehntes Wüstenreich zu übernehmen. Um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, gilt es, sich die gesammelten Erfahrungen des Altvorderen zu eigen zu machen und daraus Prinzipien der Regierungskunst abzuleiten. In den Blick des Fürsten geraten dabei nicht nur im engeren Sinne politische Angelegenheiten, sondern sämtliche Lebensbereiche.

Seine Aussprüche umkreisen den Sinn des Lebens, fragen nach dem Wesen des Menschen, predigen die Notwendigkeit des Dienens und erstrecken sich auf das Fundament des Glaubens genauso wie auf die Praxis der Haushaltsführung.

Die Stadt in der Wüste strotzt vor Sentenzen, Metaphern und Gleichnissen – ganz als wäre jemand kopfüber tief in *Also sprach Zarathustra* eingetaucht. Diese Überdosis Nietzscheanismus, befand der Essayist René-Maril Albérès, sei verantwortlich für die Bruchlandung eines Werkes, dessen orakelnde Diktion weder seinen eigenen Ansprüchen noch seinen formstrengen Vorbildern gerecht werde.⁴ Stattdessen sei der Stil pompös, pseudoprophetisch aufgeblasen, ächze unter dem Ballast seiner eigenen Gravitas. Der ästhetische Makel ruiniert das moralische Projekt, so dass man dem Bänkelsang der Demut und Uneigennützigkeit in diesem Buch nicht etwa verfällt, sondern ihn lediglich irritiert zur Kenntnis nimmt. *Die Stadt in der Wüste* – sie ist auf Sand gebaut und Saint-Exupérys mit Abstand «schlechtestes Buch», rief der Literaturkritiker Robert Kanters dem Schriftsteller ins Grab nach.⁵ Auch in Deutschland fiel so manche Reaktion ablehnend aus. Der *Merkur* bescheinigte dem Werk, in dem auf jedes romantische «Versatzstück» ein «archaisierendes Pastiche» folge, eine Fahnenflucht «in den Mummenschanz».⁶

In der allgemeinen Tendenz jedoch begegnete man Saint-Exupérys *Stadt in der Wüste* in der deutschen Presse mit mehr Wohlwollen als in Frankreich. In der *Zeit* gab man sich zuversichtlich, dass «dieses ›Testament‹ Saint-Exupérys eine Art ›Repertoire‹ werden kann, aus dem sich ähnlich wie aus Lao Tse und Konfuzius oder den indischen Vedas eine zusammenhängende Lehre herauskristallisieren» werde.⁷ Dass die *FAZ* einen Vorabdruck aus dem Buch brachte, zeigte zudem, dass sein Autor in Deutschland längst kein Unbekannter mehr war.⁸ Saint-Exupéry, dessen Nachruhm heute mit der Erzählung *Der kleine Prinz* verknüpft ist, zählte zu den wenigen internationalen Schriftstellern, die im Dritten Reich zu Bestsellern avancierten. Die Einblicke in sein abenteuerliches Fliegerleben fesselten zahllose kleine und großdeutsche Leser, die mit Saint-Exupéry die Welt durchquerten und ihn bis nach Feuerland, Saigon oder tief in die Sahara begleiteten. Zwischen 1939 und 1945 verkaufte sich sein Erlebnisbe-

- 4 René-Maril Albérès: Saint-Exupéry, Paris 1961, wieder abgedruckt in: Bruno Vercier (Hrsg.): *Les Critiques de notre temps et Saint-Exupéry*, Paris 1971, S. 93–103, hier S. 100.
- 5 Robert Kanters: *Compte rendu de Citadelle*, in: *La Gazette des Lettres*, 15. Mai 1948, wieder abgedruckt in: Vercier (Hrsg.): *Les Critiques de notre temps et Saint-Exupéry*, S. 71–72, hier S. 72.
- 6 Albrecht Fabri: Versuch über Saint-Exupérys *Citadelle*, in: *Merkur*, Nr. 43, September 1951, S. 896–900, hier S. 897 ff.
- 7 Alix Berdolt-Stieger: *Utopisches Reich der Zitadelle*, in: *Die Zeit*, 28. Juli 1949.
- 8 Antoine de Saint-Exupéry: *Die Ordnung des Lebens*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 20. November 1951, S. 8.
- 9 Christian Adam: *Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller, Leser im Dritten Reich*, Berlin 2010, S. 246 ff.
- 10 Joseph Hanimann: Antoine de Saint-Exupéry: Der melancholische Weltenbummler. Eine Biografie, Zürich 2013.
- 11 Friedrich Sieburg: *Liebenswürdigkeit als Tugend*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5. August 1961, BuZ S. 5.
- 12 Zu Luhmanns Lagerhaft in Frankreich siehe Niklas Luhmann: *Es gibt keine Biografie*. Niklas Luhmann im Radiogespräch, RB 2, 2. Oktober 1997, abgedruckt in: Wolfgang Hagen (Hrsg.): *Warum haben Sie keinen Fernseher, Herr Luhmann? Letzte Gespräche mit* →



Abb. 1
«Der Flug muß über den Wolken stattfinden, und es ist mit einer ziemlich geschlossenen Wolkendecke zu rechnen. Man muß sich auf die eigenen Instrumente verlassen.» (Niklas Luhmann) Von einem Aufklärungsflug gegen die deutsche Besatzungsmacht am 31. Juli 1944 kehrte der leidenschaftliche Flieger Antoine de Saint-Exupéry nicht zurück. (Das Foto zeigt ihn 1936 im Cockpit.) 2004 wurden Wrackteile der abgestürzten Maschine im Mittelmeer in der Nähe von Marseille gefunden. Unweit der Absturzstelle war der 17-jährige Luhmann 1945 in französische Kriegsgefangenschaft geraten.

richt *Wind, Sand und Sterne*, der wie später auch *Die Stadt in der Wüste* im Karl Rauch Verlag erschien, mehr als 135 000 Mal.⁹ Im Rückblick erkannte Friedrich Sieburg – ein intellektueller Grenzgänger zwischen Deutschland und Frankreich, der mit Saint-Exupéry verkehrte und mit dessen Frau Consuelo zeitweilig ein Verhältnis hatte –,¹⁰ dass man erst im Dritten Reich begann, «die Kunst dieses Franzosen «weltanschaulich» zu deuten». *Wind, Sand und Sterne* wurde «bei uns unbehaglicherweise zum «Lebensbuch»», und der Autorpilot zum Tatmenschen verklärt.¹¹

Ob Luhmann der Name Saint-Exupéry erstmals in der französischen Kriegsgefangenschaft nahe Marseille zu Ohren kam oder ob er mit dem Autor bereits als jugendlicher Leser im Hitlerdeutschland vertraut war, lässt sich nicht mehr ermitteln (Abb. 1).¹² Biographisch spielte die Fliegerei für Luhmann zweifellos eine beträchtliche, wenn auch zwiespältige Rolle. Denn 1944 wurde der damals Fünfzehnjährige als Luftwaffenhelfer eingezogen und an Antiflakgeschützen ausgebildet. Im Gespräch mit Detlef Horster erinnerte sich Luhmann an ein britisches Flugzeug, das im Krieg unweit seiner Heimat Lüneburg abstürzte – die Piloten konnten sich zwar retten, wurden dann aber hinterücks erschossen.¹³ Als er nach dem Krieg ein Jurastudium in Freiburg aufnahm, begeisterte er sich nicht zuletzt für das Luftrecht. Um ein Haar wäre er als Syndikus bei der Lufthansa gelandet, wenn nicht ein Bekannter des Vaters, der ihm den Weg zu dieser Position ebnen sollte, spurlos verschwunden wäre.¹⁴

Es sollten Jahrzehnte vergehen, bevor sich Luhmann selbst ins Cockpit setzte, um seine systemtheoretische Maschine per Au-

topilot abheben zu lassen und in ungewöhnlich hoher «Abstraktionslage» zu navigieren. Der Flug, so heißt es in *Soziale Systeme*, muss «über den Wolken stattfinden, und es ist mit einer ziemlich geschlossenen Wolkendecke zu rechnen», Verlass ist nur «auf die eigenen Instrumente». Gelegentlich sind «Durchblicke nach unten möglich – ein Blick auf Gelände mit Wegen, Siedlungen, Flüssen oder Küstenstreifen, die an Vertrautes erinnern; oder auch ein Blick auf ein größeres Stück Landschaft mit den erloschenen Vulkanen des Marxismus». Allerdings sollte niemand «der Illusion zum Opfer fallen, dass diese wenigen Anhaltspunkte genügen, um den Flug zu steuern».¹⁵

Luhmann war nicht der Einzige, der *Die Stadt in der Wüste* auf philosophischen Gehalt abklopfte. Otto Friedrich Bollnow erschloss sich *La Citadelle* als Symboldichtung «für eine allgemeinere Seinsverfassung des Menschen» und stellte Saint-Exupéry 1955 in den Dienst einer «Überwindung des Existentialismus».¹⁶ Einen Ausweg aus der Verkümmern der Lebenswelt boten vor allem die Raum- und Zeitvorstellungen Saint-Exupérys, aus denen sich Elemente einer «neuen Geborgenheit» gewinnen ließen. Auf der Zeitebene vermittelt die *Stadt in der Wüste* die Bedeutung von Haltepunkten, die individuelle und gesellschaftliche Strukturen sinnstiftend gliedern. Die «Riten sind in der Zeit, was das Heim im Raume ist», verkündet Saint-Exupéry.¹⁷ Nur ein anderes Wohnhaftwerden gestattet es, trotz der Erosionen des Zeitgeistes Wurzeln zu schlagen, auf dass der «Mensch nicht mehr wie der Same im Winde treibt, sondern dem Angriff des Windes widerstehn» möge.¹⁸ Dieses Wohnen, erläutert Bollnow, vollzieht sich als eine «im ständigen Kampf» sich erneuernde «Selbstbehauptung» und erfordert fortwährend Grenzziehungen, wie es der königliche Vater bei Saint-Exupéry im Reich, aber auch im kleineren Maßstab im eigenen Palast vormacht.¹⁹ Sicherheit im Leben des Einzelnen gibt es fortan lediglich unter Vorbehalt, Rückzugsorte und Refugien bieten höchstens zeitweilig Obdach – und auch dann vor allem denen, die alles an ihre Verteidigung setzen. Ohne Säbelrasseln keine Geborgenheit: Bei Bollnow bleibt das Bild einer «Zitadelle, die als eine angreifbare Burg jeden Augenblick vor dem Andrang der Wüste wie der kriegerischen Nachbarn verteidigt werden muss».²⁰

→ Niklas Luhmann, Berlin 2004, S. 13–47, hier S. 16.

13 Niklas Luhmann, Biographie im Interview. Gespräch am 8. Januar 1996 in Oerlinghausen, in: Detlef Horster: Niklas Luhmann, 2., überarbeitete Auflage, München 2005, S. 25–47, hier S. 26 f.

14 Luhmann: Es gibt keine Biografie, S. 23.

15 Luhmann: Soziale Systeme, Frankfurt/M. 1984, S. 14.

16 Otto Friedrich Bollnow: Neue Geborgenheit. Das Problem einer Überwindung des Existentialismus, Stuttgart 1955, S. 175.

17 Antoine de Saint-Exupéry: Die Stadt in der Wüste, Düsseldorf 1956, S. 31 f.

18 Bollnow: Neue Geborgenheit. Das Problem einer Überwindung des Existentialismus, S. 165.

19 Ebd., S. 183.

20 Ebd., S. 185.

21 Luhmann: Funktionen und Folgen formaler Organisation, S. 396 FN 31.

22 Saint-Exupéry: Die Stadt in der Wüste, S. 137.

23 Niklas Luhmann: ZK I: Zettel 17,3,5a, Luhmann-Archiv, Bielefeld.

24 Saint-Exupéry: Die Stadt in der Wüste, S. 96.

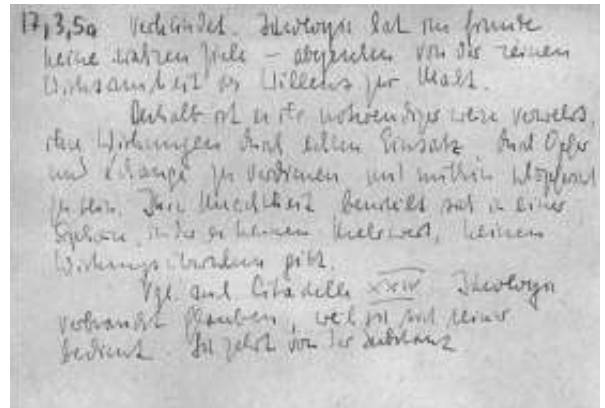
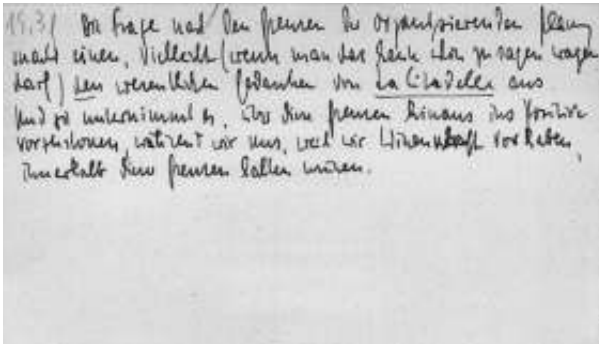


Abb. 2
«Vgl. auch Citadelle, XXIV:
Ideologie verbraucht
Glauben, weil sie sich seiner
bedient. Sie zehrt von der
Substanz.» In seinen frühen
Notizen im Zettelkasten
verwandelt sich Luhmann
die Sinnsprüche von Saint-
Exupéry an.

Auf solche heimeligen Akzente der Aneignung verzichtete Luhmann. Ihn faszinierte *Die Stadt in der Wüste* als «Werk des modernen Staatsdenkens und der öffentlichen Ethik», das die politische Theorie bislang vernachlässigt habe.²¹ Anregungen für eine solche Lesart ergaben sich für Luhmann allenthalben. Noch aus den plakativsten Sinnsprüchen fischte er Verwertbares und probierte sich bei der Überführung in den Zettelkasten bisweilen sogar in stilistischer Mimikry, etwa wenn Saint-Exupéry's arabischer Fürst über den Bumerangeffekt von Falschaussagen sinniert: «So kann ich mit Hilfe der Lüge bedeutende Wirkungen erzielen. Ich stumpfe meine Waffe jedoch ab, während ich sie gebrauche. Und wenn ich zunächst auch über meinen Gegner ob siege, kommt doch die Stunde, in der ich ihm ohne Waffe werde gegenüber treten müssen».²² Luhmann vermerkt dazu: «Ideologie verbraucht Glauben, weil sie sich seiner bedient.» Sie zehrt von der «Substanz», weshalb es ihr «verwehrt» ist, «ihre Wirkungen durch echten Einsatz, durch Opfer und *échange* zu verdienen und mithin schöpferisch zu sein» (Abb. 2).²³

Auch über die mitunter paradoxe Natur der Wahrheit ließ sich Luhmann von Saint-Exupéry aufklären. «Und ich», so lässt sich der Vater des Fürsten vernehmen, «der ich nie die Worte beachte, da ich weiß, dass das, was hinter ihnen steckt, nur ein schwer zu entzifferbares Zeichen darstellt – genauso wie die Steine des Gebäudes nicht den Schatten und die Stille offenbaren, genauso wie die Baustoffe des Baumes nicht den Baum erklären –, warum hätte ich die Bausteine ihres Hasses beachten sollen?»²⁴ Solche verätselten Verlautbarungen im Predigerton deutete Luhmann als Hinweis auf die «Wahrheit hinter den Widersprüchen». Diese



liegt «jenseits der Provinz», die «vom Axiom der Widerspruchslosigkeit beherrscht wird», gegen das Saint-Exupéry ohnehin energischen «Protest» eingelegt habe.²⁵ Derartige epistemische Einsichten sind keineswegs nur Stoff für das akademische Logikseminar, sie berühren das gestalterische Selbstverständnis des Staates und die Bedingungen des wissenschaftlich-technokratischen Durchgriffs auf die Gesellschaft. Der kluge Staatsmann preist die Undurchsichtigkeit in sein Kalkül ein. Denn die Frage «nach den Grenzen der organisierenden Planung macht einen, vielleicht (wenn man das heute schon zu sagen wagen darf) den wesentlichen Gedanken von *La Citadelle* aus» (Abb. 3).²⁶

Nichtsdestotrotz dünnen die Bezugnahmen auf *Die Stadt in der Wüste* im Laufe der 1960er Jahre aus, werden zunächst spärlicher und verschwinden schließlich ganz. Sosehr Luhmann Saint-Exupéry für die Kohärenz seiner Doktrin Respekt zollte, so konsequent entschied er sich gegen die Aktualisierung einer Weisheitslehre. Wer Menschen vorhält, dass ihnen «der Sinn für das Reich verloren» gegangen ist, setzt eine Gemeinschaft voraus, die allergisch auf Rechtfertigungsbedürfnisse reagiert und diese – wenn überhaupt – nur als «Auflehnung gegen die wahren Zwecke» registriert.²⁷ Es ist eine Welt, wie Luhmann notiert, in der die Sozialordnung «einfach und selbstverständlich» ist und «das fraglos Gegebene» regiert.²⁸ Das bringt selbst Saint-Exupéry in Zugzwang, zumal bei ihm hinter der Stabilität der Ordnung die Stasis hervorlugt und hinter jeder Veränderung stets die Fratze der Anomie, er sich jedoch der analytischen Mittel beraubt, um beide Pole miteinander zu vermitteln. Entweder, so gerät der Fürst ins Grübeln über seine Untergebenen, «beschränkst du sie auf die Gebräuche, die seit tausend Jahren die ihren sind, wächst kein Baum in ihnen, der neue Früchte und Blüten hervortreibt – stattdessen aber finden sie Ruhe im Gebet, Weisheit und Schlaf

Abb. 3

«Die Frage nach den Grenzen der organisierenden Planung macht einen, vielleicht (wenn man das heute schon zu sagen wagen darf) den wesentlichen Gedanken von *La Citadelle* aus. Und sie unternimmt es, über diese Grenzen hinaus ins Positive vorzustossen, während wir uns, weil wir Wissenschaft vorhaben, innerhalb dieser Grenzen halten müssen.» Die Wasserscheide im Zettelkasten zwischen der «Stadt in der Wüste» und der «Wissenschaft»: Die Frage nach der Selbstorganisation der Systeme in der grenzenlosen Weltgesellschaft zeichnet einen wesentlichen Gedanken von Luhmanns Theorie aus.

- 25 Niklas Luhmann: ZK I: Zettel 17,17i1; ZK I: Zettel 17,17i; ZK I: Zettel 32,6g1f.
- 26 Niklas Luhmann: ZK I: Zettel 19,3f.
- 27 Saint-Exupéry: Die Stadt in der Wüste, S. 81; Niklas Luhmann: ZK I: Zettel 60,4d10.
- 28 Niklas Luhmann: ZK I: Zettel 60,4d18; ZK I: Zettel 60,4db4.
- 29 Saint-Exupéry: Die Stadt in der Wüste, S. 170.
- 30 Niklas Luhmann: Das Phänomen des Gewissens und die normative Selbstbestimmung der Persönlichkeit, in: Franz Böckle und Ernst-Wolfgang Böckenförde (Hrsg.): Naturrecht in der Kritik, Mainz 1973, S. 223–243, hier S. 239.
- 31 Siehe dazu Paul Webster: Antoine de Saint-Exupéry. The Life and Death of the Little Prince, New York 1993.

in Gott –, oder du schreitest der Zukunft entgegen: Dann wirfst du sie durcheinander, störst sie auf und zwingst sie, ihre Gebräuche zu ändern, und wirst bald nur noch eine Herde aus Emigranten anführen, die all ihr Erbgut verloren haben.»²⁹

Könnten Kollektivtugenden als Kitt wirken? Nein, können sie nicht, meldet sich der Systemtheoretiker zu Wort. Historisch sind «kulturelle Generalisierungen in Symbolen wie Ethos, Arete, Treue usw., die dann als Tradier- und Zumutungserleichterungen dienen und nicht jeweils neu entwickelt werden müssen», nur in sehr «begrenztem Umfang» gelungen; in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wirken sie hoffnungslos aus der Zeit gefallen.³⁰

Das Werk, an dem Saint-Exupéry von 1936 an bis zu seinem Tod arbeitete, bleibt ohne seinen Entstehungszusammenhang unverständlich. Gerade der Sprung in die überzeitliche Idealisierung macht aus *Citadelle* kein Buch für die Ewigkeit, sondern versteht es mit einem zeitgeschichtlichen Index.³¹ Der Hang zum Hierarchischen, das Bekenntnis zur Befehlsgewalt, der Appell an die Opferbereitschaft, die Verlegung des Geschehens in ein feudales Gemeinwesen – all diese Facetten weisen *Citadelle* als Dokument einer Kriegszeit aus. Während die französischen Eliten des Landes ihre Schäfchen möglichst schnell ins Trockene der Kollaboration brachten, zuckte Saint-Exupéry bei aller Verachtung für die Nazis einstweilen mit den Schultern. Mit dem neuen starken Mann Pétain konnte er wenig anfangen, mit dem Widerstandsführer Charles de Gaulle nicht allzu viel, was ihm der General mit herzlicher Abneigung erwiderte. Exilanten befahdeten die in Vichy Verbliebenen, die Mitglieder der Résistance verachteten die Angepassten und Überläufer, und innerhalb des Widerstandes beharkten sich Kommunisten und Gaullisten: Frankreich vor eine solche Zerreißprobe gestellt zu sehen, ließ Saint-Exupéry keine Ruhe. *Die Stadt in der Wüste* war der Versuch, ein von Krieg und Defätismus demoralisiertes Land literarisch zusammenzuschweißen und wieder aufzurichten. Das Zurückstellen von Eigeninteressen zugunsten der nationalen Sache mochte im okkupierten Frankreich seine Berechtigung haben, im Wirtschaftswunderland Bundesrepublik konnte es nicht ohne weiteres verfangen – außer bei denen, die, wie der selbst aus der



Abb. 4

Abschied von der Kulturkritik und Dienst am modernen Ethos der Komplexität:

Niklas Luhmann kontrastiert 1968 das «archaische Ethos» von Saint-Exupéry und die «Rückwärtsbewertung» von Arnold Gehlen mit der Theorie einer funktional differenzierten Gesellschaft. «Ob das auch eine befriedigende Sinnbedeutung ergeben wird, bleibt abzuwarten.»

Auszug aus Luhmanns Typoskript eines Vortrags an der Evangelischen Akademie von Hofgeismar über «Institution und Organisation», 6. April 1968.

Zeit gefallene Literaturkritiker Friedrich Sieburg kokett hinzufügte, einem «bestimmten Typ des «Chefs» nachhängen, um weiterhin «Verwirrung» zu «stiften».³² Wer allerdings, so Luhmann mit Blick auf die *Stadt in der Wüste*, «die Fragemöglichkeiten, die in unserer Zeit liegen, echt durchhalten» will, muss anders verfahren als Saint-Exupéry.³³

- 32 Sieburg: Liebenswürdigkeit als Tugend.
- 33 Niklas Luhmann: ZK I: Zettel 19,7d.
- 34 https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/manuskripte/manuskript/MS_2557_0057. Vgl. Niklas Luhmann: Institution und Organisation, zwei Vorträge, gehalten auf der Tagung der Evangelischen Akademie Hofgeismar, Hofgeismar, 6. April 1968, abgedruckt in: ders.: Schriften zur Organisation, Bd. 5, Vorträge – Lexikonartikel – Rezensionen, hrsg. von Ernst Lukas und Veronika Tacke, Wiesbaden 2022, S. 125–132, hier S. 128. Diese Absatzbewegung Luhmanns erhellt die Debatte über den Einfluss, den die Leipziger Schule um Hans Freyer, Arnold Gehlen und Helmut Schelsky auf Luhmanns Denken ausübte. Die Bedeutung der Leipziger Schule betonen: Patrick Wöhrle: Metamorphosen des Mängelwesens. Zu Werk und Wirkung Arnold Gehlens, Frankfurt/M. und New York 2010, S. 299–335; Patrick Wöhrle und Karl-Siegbert Rehberg: Die Leipziger Schule, in: Oliver Jahraus, Armin Nassehi, Mario Grizelj, Irmhild Saake, Christian Kirchmeier und Julian Müller (Hrsg.): Luhmann-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart und Weimar 2012, S. 321–326. Skeptisch, was ihre Wirkung – und ein etwaiges ideologisches Abfärben auf Luhmann – angeht, bleiben Klaus Dammann und Dominik Ghonghadze (Hrsg.): «Vergangenheitsbewältigung». Zur Soziologie →

In einem Vortrag, den Luhmann 1968 in Hofgeismar hielt, wird er deutlicher und buchstabiert aus, was es heißt, an die moderne Gesellschaft «mit Antoine de Saint-Exupéry» die Maßstäbe eines «archaischen Ethos» anzulegen (*Abb. 4*). Selbstverständlich, so führt Luhmann vor den Zuhörern einer evangelischen Akademie aus, kann man «diese unsere Lebensform sehr oberflächlich finden», «kulturkritisch abwerten» und mit «einem Unterton des Bedauerns» auf *Die Stadt in der Wüste* verweisen, die Selbststeigerung durch Entsagung verheißt. Das ändert indes nichts an der Tatsache, dass der Weg zurück in diese Welt versperrt bleibt. Wer sich mit dem zügellosen Wuchern der Selbstverwirklichung trotzdem nicht abfinden mag, setzt sich dem Risiko aus, Theorie nur noch als Lamento zu treiben. Arnold Gehlen, einer der scharfsinnigsten Köpfe in der Geisteslandschaft der Bundesrepublik, steht «deutlich in dieser Gefahr der Rückwärtsbewertung». Dieses Verdikt trifft im Übrigen die gesamte «philosophische Institutionenlehre Gehlens».³⁴

Und so trennen sich auch die Wege Luhmanns und Saint-Exupérys. Ein wenig wehmütig, auch wenn es die Sache gebietet, geht der Abschied von der Zitadelle im Zettelkasten vonstatten. Saint-Exupéry ist bemüht, «ins Positive» einer klar bestimmten Gesellschaftsordnung «vorzustoßen», während «wir uns, weil wir Wissenschaft vorhaben», innerhalb gewisser «Grenzen halten müssen».³⁵ Die Einsichten, um die es Luhmann bestellt ist, lassen sich nämlich «nicht mehr zentral um einige, dem Alltagsverständnis einleuchtende Ideen oder Werte ordnen und von einer Stelle aus übersehen (und umstürzen!)».³⁶ Wo Saint-Exupéry auf Stabilisierung durch Versiegelung gegenüber den Zeitläuften vertraute und die Versäulung einer alles überwölbenden und jedes Element auf einen festen Platz verweisenden sozialen Ordnung in Kauf nahm, setzte Luhmann auf die Offenheit und das Mehr an Bewegungsspielraum, das sich aus der Institutionalisierung und Individualisierung von Grundrechten ergab.

Seinem Artikel über die Gewissensfreiheit stellt er zwar ein französisches Motto aus *Citadelle* voran: «Car j'ai vu trop souvent la pitié s'égarer».³⁷ Doch die «in Grenzen tolerierbar[e] Neigung des Gewissens, in die Irre zu gehen», stellt, anders als Saint-Exupéry es weismacht, nicht ausschließlich eine beklagenswerte

Aberration dar, sondern ist im Lichte der funktionalen Differenzierung zu betrachten. Gewissen und Recht sind «auseinandergetreten» – nicht etwa als Resultat einer Fehlentwicklung, sondern im Sinne einer «wesentlichen und notwendigen Differenz».³⁸ Insofern der systemtheoretische Gewissensbegriff nicht auf eine Rückbindung an die «allgemeine ethische Unterscheidung von Gut und Böse» angewiesen ist, macht er den Weg frei für ein Verständnis von Gewissensfreiheit, das nicht mehr auf «überpositives Recht» bezogen ist und deshalb «die individuelle Verschiedenheit der Gewissenssprüche institutionalisiert».³⁹

Einmal mehr hatte Saint-Exupéry sein Gespür für bedrohliche gesellschaftliche Unruhe unter Beweis gestellt. In der Tat, so Luhmann, kann ein Mensch, der «auf sein Gewissen hört», zur «Quelle sozialer Störungen und Enttäuschungen werden».⁴⁰ Es kann allerdings nicht länger darum gehen, diesen «in die gemeinsame Wahrheit» zurückzuführen, denn der «Wahrheitskosmos gemeinsamer Überzeugungen» ist ein für alle Mal verloren.⁴¹ Der Clou liegt heutzutage vielmehr in den «latenten Funktionen» der «Gewissensfreiheit als Grundrecht».⁴² Die Sozialordnung der Bundesrepublik hat sich mit dem Grundgesetz, «ohne die Persönlichkeitsfunktionen des Gewissens anzutasten», gegen «dessen Auswirkungen» und die «Verirrungen des Mitleids» weitgehend immunisiert.⁴³

So verwundert es nicht, dass Luhmann in *Funktionen und Folgen* unmittelbar nach seiner Würdigung Saint-Exupérys einen Schlusstrich zieht, der Verbundenheit zum Ausdruck bringt. Gegen die «Tradition», für die Saint-Exupéry steht, «ist hier der Systembegriff gesetzt – und bleibt gerade dadurch ihr verpflichtet».⁴⁴ Systemtheorie stößt in die Lücke, welche die Unmöglichkeit einer Weisheitslehre in den modernen Industriegesellschaften hinterlassen hat – in *Funktionen und Folgen formaler Organisation* zunächst konkret als Verhaltenslehre für Bürobewohner, später dann als Ticket für den Adlerhorst der Theorie, von dem aus man der Gesellschaft bei der Selbstbeobachtung zusehen kann.⁴⁵

→ soziologiehistorischer Geschichtspolitik: Analysen und Dokumente, in: Martin Endreß und Stephan Moebius (Hrsg.): Zyklus 4. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie, Wiesbaden 2018, S. 437–524, insbesondere S. 502.

35 Niklas Luhmann: ZK I: Zettel 19,3 f.

36 Luhmann: Funktionen und Folgen formaler Organisation, S. 396 f.

37 Antoine de Saint-Exupéry: La Citadelle, Paris 1948, S. 15, Deutsch: «Allzu oft habe ich gesehen, wie das Mitleid irregeht.»

38 Niklas Luhmann: Die Gewissensfreiheit und das Gewissen, in: Archiv des öffentlichen Rechts 90, Nr. 3, 1965, S. 257–286.

39 Ebd., S. 261.

40 Ebd., S. 280.

41 Ebd., S. 279 f.

42 Ebd., S. 270 f.

43 Ebd., S. 279, 284.

44 Luhmann: Funktionen und Folgen formaler Organisation, S. 396.

45 Julian Müller und Niklas Barth: B wie Bürokratische Tugenden. Ein Handbrevier für den Bürobewohner, Speyer 1964, in: Friedrich Balke, Bernhard Siegert und Joseph Vogl (Hrsg.): Medien der Bürokratie, München 2016, S. 109–120.

Bildnachweis: Abb. 1: © getty images. – Abb. 2–4: Universität Bielefeld.

Der Weltbuchhalter

- 1 Niklas Luhmann: *Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse*, in: *Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft. Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages Frankfurt 1968*, hrsg. von Theodor W. Adorno, Stuttgart 1969, S. 253–269.
- 2 Theodor W. Adorno: *Einleitung des Vorsitzenden des Vorbereitungskomitees [zum 16. Deutschen Soziologentag]*, in: ebd., S. 12–26.

Merkwürdigerweise habe ich den bedeutendsten und auch international wirksamen Soziologen der Bundesrepublik, nämlich Niklas Luhmann, bei einem frühen öffentlichen Auftritt erlebt und viel später den letzten Vortrag des von seiner schweren Erkrankung schon gezeichneten Theoretikers vor großem Publikum sogar organisiert.

Im ersten Fall handelte es sich um Luhmanns Vortrag *Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse*¹ im Rahmen des in Frankfurt am Main stattfindenden 16. Deutschen Soziologentages, der vom 8.–10. April 1968 ein Fachtreffen war, in dem die Impulse der symbolisch mit der Zeitmarke «1968» umschriebenen Studentenbewegung zu vielfältigen Irritationen des akademischen Establishments führten. Theodor W. Adorno hatte in das Kongressthema eingeleitet.² Jedoch verlief dieser Kongress nicht so ungestört, wie man das gewohnt war, indem etwa in der kreisförmigen Festhalle der Frankfurter Messe irgendwelche Vertreter der Schülerorganisation des SDS ungefragt das Podium für sich in Anspruch nahmen oder Ralf Dahrendorf dezidiert aufgefordert wurde, das Honorar für seinen Vortrag (so etwas gab es damals noch auf Fachkongressen) für die Vietnamhilfe zu spenden, woraufhin er demonstrativ eine Spende für das Deutsche Rote Kreuz zusagte. Noch manche, zumeist diskursive, Provokation war zu hören, sodass – wenn auch keineswegs bedrohlich – die Irritationen durch die Studentenbewegung spürbar waren (übrigens wurde am Tag nach dem Ende des DGS-Kongresses Rudi Dutschke von einem irregeleiteten Täter mit später tödlichen Folgen niedergeschossen).

Ängstlich reagierte auf die Unbotmäßigkeit kleiner Gruppen (ich fand die zuweilen grotesken Protestgesten zumindest interessant) die Deutsche Gesellschaft für Soziologie, indem sie beschloss, keine öffentlichen Soziologentage mehr zu veranstalten, sondern nur noch interne Fachtagungen – wie etwa die über den «Positivismusstreit». Es dauerte bis zum Jahre 1974, dass M. Rainer Lepsius in Kassel den 17. Soziologentag unter dem bescheidenen, die Anerkennung eines Theoriepluralismus propäguierenden Motto «Zwischenbilanz der Soziologie» veranstaltete. Dabei war Luhmann dann schon ein berühmter Teilnehmer auf dem Podium.

Um auf den Frankfurter Kongress zurückzukommen: Die dort aufregende «Unordnung» war in den meisten Arbeitsgruppen nicht zu befürchten gewesen und ganz gewiss nicht von Luhmann, der von derlei Umtrieben selbstverständlich unberührt geblieben wäre. An seinem Kunstwerk einer elaborierten soziologischen Theorie arbeitend, trat er auch hier freundlich-bescheiden und sachlich konzentriert auf und erklärte unerschütterlich die von ihm erschaffenen Grundbegriffe und Perspektiven. Es waren damals allerdings nur wenige der Kongressteilnehmerinnen und -teilnehmer, die den Ausführungen des Redners folgten. Manfred Lauer mann erinnerte sich an einen kleinen «Nebenraum mit etwa zehn Zuhörern». Und Otthein Rammstedt resümierte, dass die meisten der wenigen Teilnehmer aus Dortmund bzw. Münster kamen: «die anschließende Diskussion schleppte sich über eine Viertelstunde und verebbte».³

Mehr oder weniger ahnungslos ging ich in den kleinen Raum, da ich zwei Luhmann-Aufsätze in der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* gelesen und wenig davon verstanden hatte. Faszinierend war sein Beitrag allemal, aber noch war der Vortragsstil etwas trocken, sodass ich mir dachte, man habe es bei diesem Soziologen mit einem Weltbuchhalter zu tun. Später jedoch habe ich ihn auch bei anderen Soziologiekongressen und Vorträgen als zunehmend gewitzten Redner wahrgenommen: Das galt auch für manche seiner immer dichter komponierten Texte, welche durch die Zitierung etwa (selbstverständlich unübersetzter) französischer Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts angereichert wurden,⁴ ganz zu schweigen von der Fülle seiner Assoziationen und ironischen Nebensätze. All dies ließ mich nun denken, Luhmann sei ein Weltbuchhalter, der mit der Kasse durchgegangen ist und nun auf großem Fuße lebe. Hans-Martin Kruckis beschrieb, wie «gerne, fast stolz» Luhmann von «Lesefrüchten [berichtete], die er aus abgelegener, manchmal abseitig wirkender Literatur gesammelt hatte».⁵ Faszinierend war ohnehin die erstaunliche Fülle der Lektüren Luhmanns, wie sie jetzt durch die Entschlüsselung seines Zettelkastens belegt wird. Auch wurde zunehmend die Begabung einer wie nebenbei erzeugten Ironie sichtbar, verbunden mit seinem (keineswegs zynischen) Abrücken von aller Klage über eine nie-

3 Manfred Lauer mann: Abu Telfan, in: Theodor M. Bardmann und Dirk Baecker (Hrsg.): «Gibt es eigentlich den Berliner Zoo noch?» Erinnerungen an Niklas Luhmann, Konstanz 1999, S. 111–117, hier S. 114, sowie Otthein Rammstedt: In Memoriam: Niklas Luhmann, in: ebd., S. 16–20, hier S. 17.

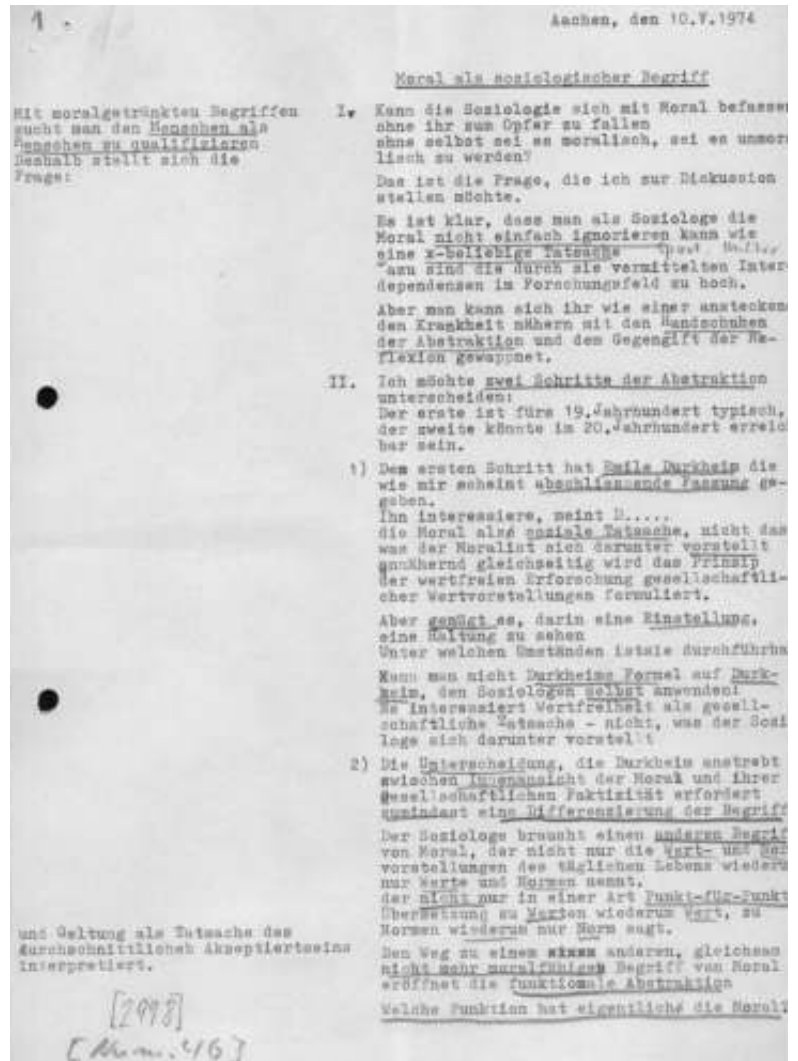
4 Vgl. Niklas Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 1, Frankfurt/M. 1980.

5 Vgl. Hans-Martin Kruckis: Abgründe des Komischen. Schlaglichter auf Luhmanns Humor, in: Bardmann und Baecker (wie Anm. 3), S. 48 f.

6 Vgl. Klaus Dammann: Wohlwollende Interpretationen, in: ebd., S. 24–28, S. 28 sowie: Karl-Siegbert Rehberg: Theodor W. Adorno and Arnold Gehlen: Conflict and Consensus in Aesthetics and Cultural Criticism, in: Samir Gandesha / Johan Hartle / Stefano Marino (eds.): The «Aging» of Adorno's Aesthetic Theory Fifty Years Later. Sesto San Giovanni: Mimesis International 2021, pp. 239–262 bzw. dt. in: Scenari. Rivista semestrale di filosofia contemporanea 14 (giugno 2021), S. 209–237.

Abb. 1

«Aber man kann sich ihr wie einer ansteckenden Krankheit nähern mit den Handschuhen der Abstraktion und dem Gegengift der Reflexion gewappnet.» Soziologische Aufklärung über die Moral: Erste Seite des Typoskripts der Festrede von Niklas Luhmann zum 70. Geburtstag von Arnold Gehlen, Aachen, 10.5.1974.



- 7 Brief von Günther Anders an Theodor W. Adorno vom 27.8.1963, in: Günther Anders: Gut, dass wir einmal die »hot potatoes« ausgraben, München 2022, darin: Briefwechsel mit Theodor W. Adorno (1951–1968), S. 56–63, hier: S. 59, und Brief Adornos an Anders vom 24.6., ebd., S. 54 f.
- 8 Vgl. Lauer mann: Abu Telfan (wie Anm 3), S. 113.

dergehende Kultur, wie sie etwa von Theodor W. Adorno und Arnold Gehlen in diesem Punkte übereinstimmend kultiviert wurde.⁶ Das gerade wurde Adorno von Günther Anders vorgeworfen, weil Gehlen als Erwachsener »den Nazismus lauthals mitgemacht« habe, worauf Adorno ihm gestand, dass er »mit jemandem wie Gehlen, bei dem alles aus einer radikalen Verdüst erung entspringt, weit besser und ernster reden kann als mit zahllosen Menschen des mittleren Fortschritts«.⁷ Bekannt ist die Anekdote, dass Luhmann während einer Zugreise auf Gehlen traf und nachdem das Gespräch anfangs nicht recht in Fahrt kommen wollte, Luhmann den älteren Kollegen gefragt habe, woran er gerade arbeite, worauf Gehlen kurz und bündig erwiderte: »Ich bereite mich auf den Untergang vor!«⁸

Jede Art derartiger Untergangsstimmungen wäre für das ambitionierte Projekt der Luhmann'schen Theorie auch unangebracht gewesen, zu imponierend war deren unaufhörliche Anreicherung seit der «Allgemeinen Theorie» sozialer Systeme und deren immer neue Gesichtspunkte einbeziehende Bücherfolge (bis zu den Publikationen aus dem Nachlass) mit den bekannten gleichförmigen Titeln «*Die Wirtschaft / Die Wissenschaft / Das Recht / Die Kunst / Die Gesellschaft / Die Politik / Die Religion / Das Erziehungssystem / Systemtheorie der Gesellschaft (...)*».⁹ Neuerdings werden überraschenderweise von manchem Luhmann-Schüler die Bücher des Meisters vor der theoretischen «Wende» höher gelobt als dessen Serie von Beschreibungen jeweiliger Aspekte der sozialen Kommunikation (als früher Leser so großartiger Bücher wie vor allem *Funktionen und Folgen formaler Organisation*, aber auch *Vertrauen*, *Macht* oder *Rechtssoziologie*¹⁰ kann ich das durchaus nachvollziehen). Der auch an Luhmann beobachtbare Konservatismus dieses die Funktionsweisen der Moderne so klug in Rechnung gestellt habenden Autors war übrigens nicht allgemeinpolitischer Art, und auch Gehlen glaubte nicht mehr an eine politische Chance für konservative Positionen, sondern sah in dieser Weltanschauung allenfalls noch die Sicherheit einer habituellen Treue, wie sie sich auch in Fragen des intellektuellen Stils als eines Restpostens bewährt. Dann dürfe man etwa nicht im *Spiegel* schreiben (was Rudolf Augstein gerne gesehen hätte). Für Luhmann galt die Formel «Status quo als Argument», wobei ihm jede Trauer um den Niedergang der bürgerlichen Gesellschaft oder die Auflösung der alten «Ordinarienuniversität» fernlag.¹¹ Statt rückwärtsgewandter Verlustbilanzen arbeitete er mit einer zunehmend sich durchsetzenden Ironie mit Blick auf die Zeitläufte. Auch verzichtete er in seinem Oeuvre nicht auf ironisierende Bemerkungen über die zeitgenössischen Heroen der Aufklärung (womit oft ohne Namensnennung vor allem Jürgen Habermas gemeint gewesen sein dürfte).

Nachdem ich 1996 Luhmann zum Abschlussvortrag des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie über «Differenz und Integration» nach Dresden eingeladen hatte, schrieb er mir, ich solle ihm für weitere Abstimmungen keine Briefe mehr schreiben, sondern lieber anrufen, denn sein Dienst-

9 Vgl. als knapp 700-seitiges «Einleitungskapitel» (Luhmann) zu den Funktionssystemen den »Grundriß»: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt/M. 1984. Und: *Die Wirtschaft der Gesellschaft* (1988), *Die Wissenschaft der Gesellschaft* (1990), *Das Recht der Gesellschaft* (1993), *Die Kunst der Gesellschaft* (1995), *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bde. (1997), *Die Politik der Gesellschaft* (2000), *Die Religion der Gesellschaft* (2000), *Das Erziehungssystem der Gesellschaft* (2002), *Systemtheorie der Gesellschaft* (2017).

10 Vgl. Niklas Luhmann: *Funktionen und Folgen formaler Organisation*, Berlin 1964, aber auch ders.: *Vertrauen*, Stuttgart 1968; ders.: *Macht*, Stuttgart 1975, oder *Rechtssoziologie*. 2 Bde., Reinbek bei Hamburg 1972.

11 Vgl. Niklas Luhmann: *Universität als Milieu*. Kleine Schriften, hrsg. von André Kieserling, Bielefeld 1992, S. 16–29, und Karl-Siegbert Rehberg: *Konservatismus in postmodernen Zeiten*: Niklas Luhmann, in: Günter Burkart und Gunter Runkel (Hrsg.): *Funktionssysteme der Gesellschaft. Beiträge zur Systemtheorie von Niklas Luhmann*, Wiesbaden 2005, S. 285–309.

- 12 Vgl. Christof Wehrsig: Gesten der Person. Zur hintergründigen Anwesenheit Luhmanns, in: Bardmann und Baecker (wie Anm. 3), S. 53–55, hier S. 55. «Bockigkeit» beschreibt Luhmann als seine «Haupteigenschaft» in einem Fernsehgespräch mit Alexander Kluge. («Vorsicht vor zu raschem Verstehen», dctp, April 1994).
- 13 Vgl. Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2 Bde., Frankfurt/M. 1997. Im letzten Kapitel über die «sogenannte Postmoderne» kommt Luhmann auch auf das neue Epochenphänomen einer «rasch zunehmende[n] Computerisierung des Alltagslebens» zu sprechen – im Echoraum einer analogen Intelligenz mit festem Vertrauen in die Steuerung und Visibilisierung durch Menschenhand. «Denn in den Computern verbergen sich unsichtbare Maschinen, die nur auf Befehlseingabe hin ihre Schaltzustände sichtbar machen.» (Bd. 2, S. 1147). Luhmann schrieb bis zum Schluss seine Typoskripte auf einer halbautomatischen Kugelkopfschreibmaschine. Mit Dank an Sylke Voß (Sekretärin von NL seit 1990) für die Auskunft.
- 14 Vgl. Niklas Luhmann: Disziplinierung durch Kontingenz. Zu einer Theorie politischen Entscheidens, in: Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften, hrsg. von Stefan Hradil, Frankfurt/M./New York, S. 1075–1087.

zimmer (das er als Emeritus immerhin noch hatte) «laufe voll wie ein Boot», wodurch die aus der ganzen Welt eintreffenden Korrespondenzen sich unbearbeitet aufgehäuft hätten. Es war eine Metapher, die wohl auf seinen Ärger verweisen sollte, dass ihm nach der Emeritierung nur eine halbe Sekretariatsstelle von der Fakultät bewilligt worden war. Zugleich war sie eine Geste, die belegt, dass Luhmanns Absicht, «dauerhaft widerborstig» zu sein, mehr als ein Aperçu war.¹² Wie schön, dass Raffaele de Giorgi für seinen Freund in der Università di Lecce in Salento eine der deutschen Sprache mächtige Sekretärin gefunden hatte, wodurch Luhmann zumindest Teile der italienischen Kurzfassung des abschließenden Werkes seiner großen Theorie *Die Gesellschaft der Gesellschaft*,¹³ noch vollenden konnte. Sein den Dresdner Soziologie-Kongress abschließender Vortrag trug den Titel *Disziplinierung durch Kontingenz. Zu einer Theorie politischen Entscheidens* und hatte, weitgehend frei vorgetragen, eine geradezu in sich gekehrte und dadurch magisch wirkende Intensität.¹⁴

Meine Vermutung war es übrigens, dass Luhmanns imposantes Werk mit einer spezifischen «Entkörperlichung» verbunden war. Das zeigte sich, samt seiner Bescheidenheit, in einer vielleicht nebensächlichen Begebenheit: Gesundheitlich schon sehr angegriffen, hatte er für seine Bahnfahrt zum Dresdner Soziologie-Kongress die 2. Klasse gewählt. Als ich ihm sagte, dass ich für die Rückfahrt darauf bestehen müsse, eine Fahrkarte für die 1. Klasse zu besorgen, winkte er ab: Das sei nicht nötig, überhaupt lese er auf dem Rückweg und es komme deswegen nicht darauf an. Das bestätigte meinen Verdacht seiner Enthobenheit von den physischen Gegebenheiten – sogar den eigenen.

In allen Situationen, die ich bei Luhmanns Auftreten beobachten konnte, fand er stets auf alle Fragen oder kritischen Einwände eine die Fragenden oft ermutigende Antwort, die zum Weiterdenken einladen sollte. Nur ein einziges Mal erlebte ich, dass er sprachlos schien: nachdem ich zu Arnold Gehlens 70. Geburtstag ein Kolloquium veranstaltet hatte, zu dem ich ausschließlich Kritiker Gehlens einlud, was ihm nicht ganz behagte, obwohl er als höflicher Herr gleichwohl – dabei dann durchaus als Gegenkritiker auftretend – daran teilnahm. Danach schien es mir nicht angemessen, es bei dieser Diskussionsrunde zu belassen, und so

empfahl ich dem Dekan der Philosophischen Fakultät der RWTH Aachen, zur Ehrung Gehlens doch eine Feier der Fakultät zu veranstalten, und schlug vor, Helmut Schelsky als ehemaligen Schüler Gehlens und inzwischen seit langer Zeit dessen Freund für einen Vortrag einzuladen. Da Gehlen – als ich ihn nach einem ihm genehmen Termin für diese Veranstaltung fragte und über die Anfrage bei Schelsky informierte – dessen Teilnahme, ohne dies zu begründen, brüsk zurückwies, indem er nur kryptisch erwiderte: «So jemandem stellt man den Stuhl vor die Tür»,¹⁵ schlug ich Niklas Luhmann als Festredner vor, der auch gleich zusagte und in der Feierstunde über «Moral als soziologischer Begriff» sprach.

In der Ausgangsfrage des Festredners stand der Elefant gleich im Raum. «Kann die Soziologie sich mit Moral befassen, ohne ihr zum Opfer zu fallen ohne selbst sei es moralisch, sei es unmoralisch zu werden?»¹⁶ Luhmann griff gegen diese Infektionsgefahr zu den «Handschuhen der Abstraktion» und entfaltete mit einer «funktionalen Analyse» die Codes seiner Theorie der Moral. Auch dem festlichen Anlass trug er zeremoniell Rechnung, indem er Zentralbegriffe aus Gehlens Institutionentheorie in seine Überlegungen integrierte. «Moral hat nun letztlich die Funktion, durch Entlastungen Interaktion überhaupt zu ermöglichen.» Ganz am Ende seines Vortrags kam er kurz auf «Moralprobleme unserer Gesellschaft» und Phänomene eines «neuartigen Moralismus» zu sprechen, die Schelsky und Gehlen zeitdiagnostisch polemisch umtrieben.¹⁷

Arnold Gehlen bedankte sich höflich, denn die Überlegungen Luhmanns zu einer differenzierten Beobachtung von Moral und «Remoralisierung» der Gesellschaft als einem möglichen Ausdruck auch der «Engpassfunktion des Erziehungssystem» (dem es schwerfalle, «jene hochdifferenzierte [...] Strukturen der bürgerl[ichen] Gesellschaft zu reproduzieren») standen dem mit der Feier Geehrten so fern nicht. Und doch sagte Gehlen mit Blick auf die Pluralität der Phänomene, als sei er der SDS-Sprecher an der RWTH Aachen: «Ach, Herr Luhmann, das kommt doch alles nur vom Kapitalismus!» Daraufhin wusste der für seine Repliken berühmte Festredner nichts zu antworten.

15 Vgl. zu Schelskys durchgreifender Kritik an Gehlens letzter Monographie «Moral und Hypermoral» und dem daraus resultierenden, von Schelsky vorausgesehenen Ende ihrer Freundschaft: Karl-Siegbert Rehberg: Inspirierende und misslingende Spannungsbalancen. Institutionen bei Helmut Schelsky und Arnold Gehlen, in: Rechtstheorie. Beiheft 22: Helmut Schelsky. Ein deutscher Soziologe im zeitgeschichtlichen, institutionellen und disziplinären Kontakt. Interdisziplinärer Workshop zum 100. Geburtstag, hrsg. von Thomas Gutmann, Christoph Weischer und Fabian Wittreck, Berlin 2017, S. 219–242.

16 https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/manuskripte/manuskript/MS_2998.

17 Ein Entwurf für Luhmanns Festrede findet sich im Bielefelder Nachlass und wurde von dessen Leiter, Johannes Schmidt, zur Verfügung gestellt, wobei die Auswertung dieses interessanten Dokuments Stephan Schlak vorgenommen hat, während Rudolf Stichweh eine Erinnerung an Luhmanns Situation in der Universität Bielefeld nach dessen Emeritierung beisteuerte – all diesen sowie Bettina Haßkamp-Böhmer für die Unterstützung beim Verfassen meiner «Glosse» sei herzlich gedankt.

Kollektivschein

Luhmann lässt marxistische Studiengruppe abblitzen

- 1 Günter Büschges (Ausschuss für Lehre) an Niklas Luhmann, 10. Mai 1971.
- 2 Niklas Luhmann an Günter Büschges, 17. Mai 1971.
- 3 Ebd.
- 4 Norbert Zöllner an Niklas Luhmann, 11. Juni 1971.

«Ich denke ja nicht alles allein!» – gab Luhmann in einem berühmten Interview zu Protokoll und berief sich dabei auf das «Denkwerkzeug» seines legendären Zettelkastens. Was er zu ChatGPT gesagt hätte, wüsste man gerne. Nichtmenschlichen Mitdenkenden scheint er jedenfalls geneigter gewesen zu sein als dem Studenten-Kollektiv, das sich im Bielefelder Sommersemester 1971 über den Dekan der soziologischen Fakultät mit dem Vorschlag für eine selbstorganisierte Übung zur marxistischen Erkenntnistheorie an ihn wandte. Für die kollektiv erbrachte Leistung sollten individuelle Scheine ausgestellt und von Luhmann unterschrieben werden. Die daraufhin vom Dekan erbetene Stellungnahme Luhmanns zur «Scheinfähigkeit»¹ des studentischen Plans fällt einigermaßen ausführlich und konstruktiv (wenn auch etwas besserwisserisch) aus (*Abb. 1*). Erwogen werden «sachliche» und «formale» Voraussetzungen; zu den Lektürevorschlägen zählen auch Sartre und Habermas, allerdings rubriziert unter «vielleicht, nich[t] unabdingbar».² (Die unter dem Titel *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie* gedruckte Kontroverse zwischen Habermas und Luhmann erschien im selben Jahr 1971 und war im Übrigen keine, wie schon der asymmetrisch polemische Titel indiziert.) Priorität räumt Luhmann in seinem Antwortschreiben dagegen dem alten Erkenntnis-Problem von Genesis und Geltung ein sowie der modernen Wissenschaftstheorie.

Die weder formale noch sachliche, vielmehr «inhaltliche» Prämisse dieser Vorschläge und des Schreibens insgesamt ist der Studentengruppe natürlich nicht entgangen. Sie steckt in Luhmanns Satz, dass «die marxistische Erkenntnistheorie [...] ihrem Typus nach zu Theorien» gehöre, «die etwa seit der Jahrhundertwende in weiten Kreisen für überwunden galten».³ Ihm diese Aussage zu entlocken, mag der eigentliche Zweck der studentischen Aktion gewesen sein. Jedenfalls weist Herr Zöllner in seiner im Auftrag der Gruppe verfassten Antwort Herrn Luhmann entsprechend zurecht: «Abgesehen davon, daß diese Stellungnahme ziemlich anmaßend und auch unrichtig ist (die Auseinandersetzung mit der marxistischen Erkenntnistheorie entstand erst um die Jahrhundertwende)»,⁴ fehle es an Begründungen oder Kriterien für die behauptete Obsoleszenz. Das war schlüssig ar-



Abb. 1

Prolog eines universitären Verwaltungsakts – «Betr.: Studiengruppenanmeldung <Marxistische Erkenntnistheorie>». Ausschuss für Lehre an Niklas Luhmann, 10. Mai 1971.

Abb. 2

«Der Sinn der Kooperation ist vom Leistungsgedanken her zu entwickeln.» Notizzettel aus dem Zettelkasten über «Wesen und Sinn von Kooperation» (ZK I: Zettel 83,2c2).

gumentiert – a propos Genesis und Geltung. Aber Luhmann lässt sich auf dieses ideenhistorische Argument so wenig ein wie auf ein formales Verfahren zur Güte, individuell angefertigte Sitzungsprotokolle vorzulegen. In seiner abschließenden, abweisenden und abschlägigen Entscheidung der Frage nach der Scheinfähigkeit sieht Luhmann nicht mal die Voraussetzungen für eine Diskussion mehr gegeben.

Ist diese Schein-Verweigerung Indiz genau der «lebensweltlichen» – seinen Husserl hatte Luhmann genau gelesen – Diskrepanz zwischen «Praxis (als gesellschaftlich-gegenständlicher Tätigkeit) und Theorie» und des sich daraus ergebenden Zusammenhanges von «Wissenschaft und Ideologie», die das studentische Kollektiv beschreibt? Etwas schlichter: Ist die Absage Ausdruck von Luhmanns Aversion gegen marxistische Erkenntnistheorie? Das wäre dann spätes Wasser auf die Mühlen der stu-

83, 2c 3) Verhältnis von Kooperation und Organisation²
 Kooperation verhält sich zur Organisation wie der Mäher
 zu einer Mähermaschine.
 Organisation ist ein System von Kooperationsklementen,
 das in wiederholter Aufeinanderbeziehung besteht, und
 das eben durch Vorzeichnung und Regelung bestimmter
 Zusammenarbeitsformen deren Leistungseffekt
 steigert.
 Spontane und ungeordnete Kooperation vor allem in
 Taten dient auch bereits der Leistungssteigerung. Genannt
 bisher sind beim Wapfagen eines Gegenstandes beieinander
 zu sein, ihn so schnell und leicht heben kann. In vielen
 einfachen Fällen, außerdem ist der Nutzen der Kooperation
 am besten verständlich. Je mehr die unorganisierte

5 Ebd.

6 Niklas Luhmann an Norbert
 Zöller, 21. Juni 1971.

dentischen Gruppe, die (mit Recht, aber auch mit dem
 Wissenssoziologen Luhmann) geltend machte, dass es «einen all-
 gemeinen, leeren und allgemeinen Wahrheitsbegriff der Wissen-
 schaft als solcher»⁵ nicht gibt. Oder ist bei der brüsken Absage
 noch etwas anderes im Spiel?

In Luhmanns Entscheidungs-Schreiben heißt es: «Selbstver-
 ständlich unterschreibe ich Scheine nur, wenn ich mir persönlich
 die Gewissheit verschaffen kann, daß der einzelne Student einen
 bestimmten thematischen Komplex durchgearbeitet hat [...]. Da-
 zu gehört ein individueller Beitrag, der als solcher beurteilt wer-
 den kann».⁶ Mit der Autorität seiner professoralen Person, dem
 «einzelne[n] Student[en]» und dessen «individuellem Beitrag» be-
 ruft sich Luhmann auf charismatische Instanzen der bürgerli-
 chen Autorschaft, die in seinem Werk entweder gar keine Rolle
 spielen oder genüsslich dekonstruiert werden. Jedenfalls ist das

eine sehr überraschende Begründung für einen und gerade diesen Verwaltungstheoretiker.

Um einen Verwaltungsakt handelt es sich aber bei dem Vorgang. Er hat die für Luhmann klassische Form eines Vorhabens, über das eine Entscheidung zu fällen ist. Denn Planung ist nicht «das Einüben einer Gesinnung, [...] [sondern] die Definition eines Entscheidungsproblems».⁷ Dass dabei Politisches zwangsläufig mit im Spiel ist, wusste Luhmann sehr genau. In seiner ebenfalls 1971 erschienenen Studie *Politische Planung* hätte die erst belehrte, dann abgewiesene Arbeitsgruppe Argumente für ihre Sache finden können: «Je grundsätzlicher über Planung nachgedacht wird, desto unvermeidlicher stößt man auf die Frage ihrer politischen Prämissen.»⁸ Ausführlich denkt er in diesen Studien auch über Gruppenarbeit nach (und wird damit bis heute in der «postheroischen» Managementliteratur zu Fragen der Teamarbeit in Unternehmen zitiert). Luhmann ist der Auffassung, dass Kooperation antiideologische Effekte zeitigt: «Kooperation [könnte] schließlich jede Ideologie ruinieren.»⁹ Das sei so, weil die Ideologie «dem Zerrostungseffekt [...] der Zeitknappheit»¹⁰ ausgesetzt sei. So gesehen hätte Luhmann sich darauf verlassen können, dass die marxistische Studiengruppe ihren Gegenstand so lange bequatscht, bis er entweder korrodiert oder das Semester vorbei ist. Wenn Luhmann marxistische Erkenntnistheorie für abgestandene Ideologie hielt, wäre es also durchaus in seinem Sinne gewesen, Scheinfähigkeit zu bescheinigen.

Luhmanns These von der antiideologischen Wirkung der Kooperation unterliegt einer Einschränkung. Der ruinöse Effekt sei nämlich nur dort zu erwarten, wo die Zusammenarbeit «weitgehend informell» bleibe. Das Ansinnen des Kollektivs, ihre informelle Kooperation in offiziell registrierte Scheinfähigkeit zu überführen, musste Luhmann im Licht seiner Analyse *Politische[r] Planung* dann eben doch verweigern. Wie er es tat, bleibt ein Stück bürgerliche Ideologie.

7 Niklas Luhmann: *Politische Planung. Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung*, Wiesbaden 1971, S. 68.

8 Ebd., S. 66.

9 Ebd., S. 149.

10 Ebd., S. 153.

Moral im Grand Hotel Imperial

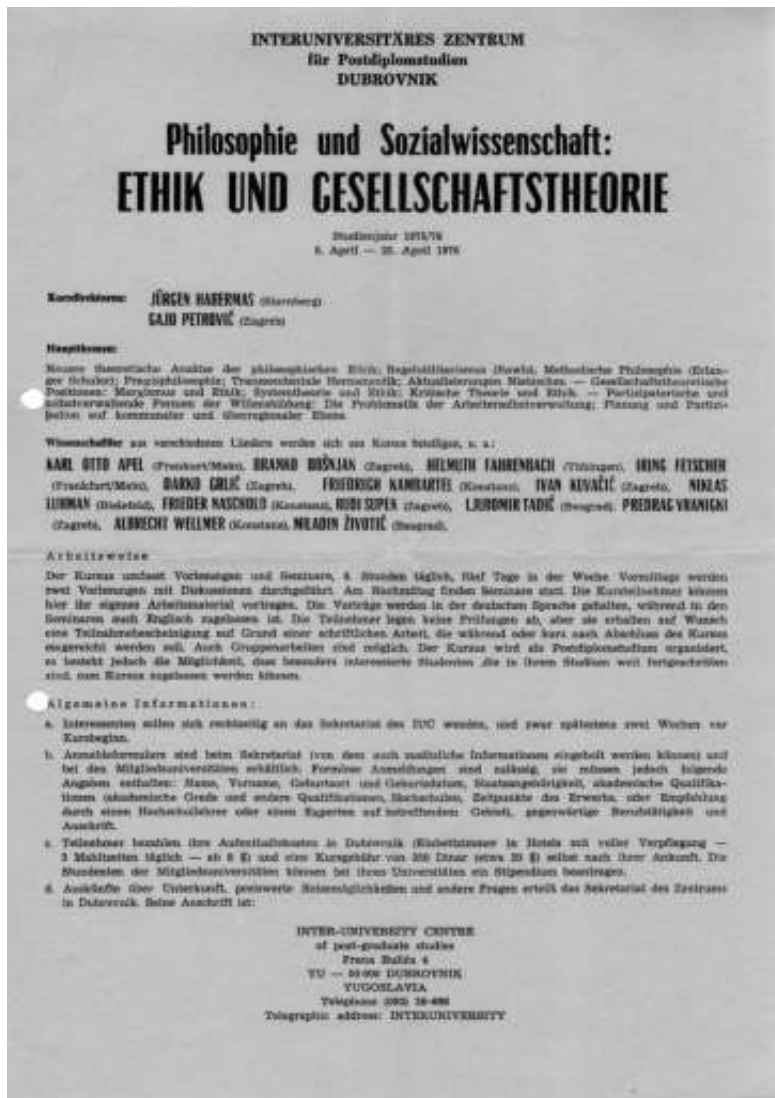
Dubrovnik, April 1976

- 1 Ich danke Johannes Schmidt (Bielefeld), der mir aus dem Luhmann-Archiv Dokumente zur Verfügung gestellt hat, und Thomas Laerum (München), mit dem ich mich über unsere Erinnerungen an den Aufenthalt verständigt habe. Mit Johannes Schorr (Berlin) konnte ich leider nicht mehr sprechen, da er Anfang 2022 verstorben ist.

In den ersten Wochen des Jahres 1976 fiel uns Studenten in den Lehrveranstaltungen Niklas Luhmanns ein Prospekt in die Hand, der für den April desselben Jahres ein dreiwöchiges Seminar zu «Ethik und Gesellschaftstheorie» am Inter-University Center for Postgraduate Studies in Dubrovnik ankündigte.¹ Zu den dort genannten Dozenten des Seminars gehörten Jürgen Habermas und «Niklas Luhman(n)», Friedrich Kambartel, Albrecht Wellmer, Karl-Otto Apel, Iring Fetscher und Frieder Naschold, außerdem eine Reihe jugoslawischer Philosophen und Soziologen, meist mit der Universität Zagreb verbunden und ausnahmslos Mitglieder des Kreises um die Zeitschrift *Praxis* (Abb. 1).

Wir Bielefelder Studenten Luhmanns fanden das aufregend, vor allem, weil die beiden erstgenannten Namen unser ganzes Studium geprägt hatten. Zu betonen ist, dass dieses «wir» eine sehr kleine Zahl war. Luhmann hatte in jenen Jahren und auch in den Jahren danach immer nur sehr wenige Hörer. Etwa 20 Studenten in Seminaren, in Vorlesungen ungefähr die doppelte Zahl, und es waren immer nicht mehr als fünf Studierende, die ernsthaft in seinem Umfeld zu arbeiten versuchten. Im Frühjahr 1976 waren «wir» nur drei. Johannes Schorr, der aus Hamburg nach Bielefeld gewechselt war und der einer der Söhne des Pädagogen Karl-Eberhard Schorr war, mit dem Luhmann in jenen Jahren an einem Projekt zur Soziologie des Erziehungswesens arbeitete, das wenig später nicht mehr fortgeführt und auch nie abgeschlossen wurde; Thomas Laerum, der von der LMU kam, an der es in den Seminaren nur deutsche Texte gegeben hatte, und ich, der ich von der FU Berlin – dort waren die Texte marxistisch – nach Bielefeld gewechselt war. Wir wollten unbedingt nach Dubrovnik, hatten alle drei noch nie an einer solchen Veranstaltung teilgenommen, fürchteten aber um die Teilnahmeberechtigung, weil keiner von uns bereits einen Studienabschluss vorzuweisen hatte. Ein Gespräch mit Luhmann hat damals geholfen. Luhmann schrieb einen Brief, der uns fortgeschrittene Kenntnisse bescheinigte, und auf dieser Basis wurden wir akzeptiert.

Über Zagreb kamen wir nach Dubrovnik, bezogen unser Hotel, das Grand Hotel Imperial, und am nächsten Tag, einem Montag, dem 5. April 1976, begann das Seminar. Es gab eine Eröff-



nung durch Johan Galtung, der in den frühen Jahren Direktor des Zentrums war. Ich erinnere nur noch, dass Galtung uns Dubrovnik als das Modell einer autofreien Stadt vorstellte. Danach ging es dann eine Woche um philosophische Ethik; unter anderem trugen Kambartel und Apel in dieser ersten Woche vor.

Der gesellschaftstheoretische Teil des Seminars fand in der zweiten Woche statt. Fetscher und Wellmer vertraten den Marxismus und die kritische Theorie. Und in dieser Woche war dann auch Luhmann dran. An allen fünf Tagen, von Montag bis Freitag, gab er ein zweistündiges Seminar über die von ihm entworfene «moralfreie Theorie der Moral». Luhmann sprach also nicht

Abb. 1
Starnberg meets Zagreb.
Tagungsplakat für ein Seminar zu «Ethik und Gesellschaftstheorie» am Inter-University Center for Postgraduate Studies in Dubrovnik unter der Leitung von Jürgen Habermas und «Cajo» Petrović, 5.–25. April 1976.

- 2 Niklas Luhmann und Stephan H. Pfürtnr (Hrsg.): *Theorietechnik und Moral*, Frankfurt/M. 1978.
- 3 Vielleicht spielt auch noch eine andere Sache mit hinein. Pfürtnr war 1943 einer der 18 weltlichen Angeklagten im sogenannten Lübecker Christenprozess vor dem Volksgerichtshof, in dem vier Lübecker Geistliche zum Tode verurteilt wurden und dann auch sehr schnell mit der Guillotine hingerichtet wurden. Der 21-jährige Pfürtnr, der zum Umfeld der Lübecker Geistlichen gehörte, als Sanitäter im Krieg Dienst tat und sich über Hermann Göring lustig gemacht haben sollte, kam auch dank einer Aussage seines militärischen Kommandeurs mit einer sechsmonatigen Haftstrafe davon.

über die im Tagungstitel ausgeflaggte «Ethik», die er später als «Reflexionstheorie der Moral» wiederholt in Vorträgen und Aufsätzen behandelt hat, sondern auf gesellschaftstheoretischer Ebene über die Genese und die Funktion von Moral in relativ elementaren Sozialsystemen.

Was Luhmann in diesen fünf Sitzungen dem Publikum aus Philosophen und Soziologen präsentierte, war ein Jahr zuvor Gegenstand einer Lehrveranstaltung in der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld gewesen. In diesem Sommersemester 1975 unterrichtete Luhmann eine Übung zu «Soziologie der Moral» gemeinsam mit dem katholischen Moraltheologen Stephan H. Pfürtnr. Uns Studenten hatte diese Zusammenarbeit überrascht. Luhmann bot über die Jahre immer wieder einmal mit Fakultätskollegen gemeinsam veranstaltete Seminare an. Aber eine Veranstaltung mit jemandem, der kein Mitglied der Universität Bielefeld war, hat es nach meiner Kenntnis vorher und vielleicht auch nachher nicht gegeben. Also war diese Kooperation mit jemandem, dessen Namen wir zudem vorher nicht gekannt hatten, erklärungsbedürftig. Es war leicht herauszufinden, dass Pfürtnr vom Oktober 1974 bis Juli 1975 ein Mitglied der Arbeitsgruppe «Recht und Sozialwissenschaften» am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld war. Das erklärt die Verfügbarkeit Pfürtnrs, aber noch nicht Luhmanns Offerte. Pfürtnr war, auch das war leicht festzustellen, bis 1974 Mitglied des Dominikanerordens und Professor für Moraltheologie an der Universität Fribourg (CH) gewesen. Er hatte seinen Lehrstuhl 1974 zurückgeben müssen, weil er die Enzyklika *Humanae Vitae* und damit die kirchliche Sexualethik kritisiert hatte, und er hatte gleichzeitig den Orden verlassen. Im Blick auf diese Sachverhalte lag der Grund für die gemeinsame Lehrveranstaltung auf der Hand. Sie war von Seiten Luhmanns eine Stellungnahme, ein Ausdruck von Solidarität. Für Luhmann typisch war, dass er gelegentlich solche Dinge tat, aber darüber kein weiteres Wort verlor. Im Seminar war nie von diesem Hintergrund die Rede, und auch das gemeinsame Buch, das 1978 auf der Basis dieses Seminars publiziert wurde,² erwähnt das Seminar, an dem alle Autoren dieses Buches teilgenommen hatten, aber keine darüber hinausgehenden Zusammenhänge.³

Für die fünf Vorträge, die Luhmann im April 1976 hielt, gibt es im Luhmann-Archiv einen handschriftlichen Entwurf von zehn Seiten,⁴ der ziemlich genau die Grundstruktur und die argumentative Sequenz des hundertseitigen Textes *Soziologie der Moral* vorzeichnet, der 1978 in dem gemeinsam mit Pfürtner herausgegebenen Buch erschienen ist. Die Notizen von 1976 und der publizierte Text von 1978 weisen diese mit denselben Titeln bezeichneten fünf Teile auf, und auch die sorgfältig gegliederte argumentative Entwicklung in den fünf Teilen deckt sich in erheblichem Maße. Luhmann hat also in Dubrovnik nicht etwas präsentiert, was am Rande seiner Forschungen sich bewegte, sondern einen Theorieversuch vorgestellt, der mit im Zentrum seiner Forschungen in den Jahren zwischen 1975 und 1978 stand. Auch der Durkheim-Aufsatz «Arbeitsteilung und Moral. Durkheims Theorie», der 1977 erschien, gehört in diesen Arbeitszusammenhang.⁵

Luhmanns Präsentationen in Dubrovnik beginnen mit einem Vortrag «Systemtheorie und die humanistische Tradition», in dem Argumente zusammengetragen werden, die alle den zentralen Punkt stützen, dass soziale und personale Systeme sorgfältig zu unterscheiden sind, weiterhin, dass Gesellschaft kein Kollektiv von Menschen, sondern ein autonomes Kommunikationssystem ist und dass also Menschen und personale Systeme Umwelten und nicht etwa ein Teil von Gesellschaft sind. Für die Moral heißt dies, dass Moral nicht als eine Art Erziehungsprogramm für Menschen verstanden werden kann, vielmehr eine Form der Kommunikation in Gesellschaft ist. Die zweite Seminarpräsentation trägt den Titel «Funktion der Moral» und ist vermutlich der Kern des Argumentationszusammenhangs. Luhmann entwickelt die Genese sozialer Systeme aus der Grundbedingung «doppelter Kontingenz». Doppelte Kontingenz wird über von jedem Beteiligten erarbeitete Ego/Alter-Synthesen normalisiert, die zusätzlich zu einer Art Ausgleich miteinander gebracht werden müssen. Aus diesem Prozess des Angleichens oder Ausgleichens von Ego/Alter-Synthesen entsteht «Achtungskommunikation». Für Luhmann ist Kommunikation, in der Achtung oder Nichtachtung mitgeteilt wird, und zusätzlich die Kommunikation, in der über die Bedingungen des Erweisens von Achtung kommuni-

4 https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/manuskripte/manuskript/MS_2982.

5 Eine gute Zusammenstellung von Luhmanns Arbeiten zur Theorie der Moral ist Niklas Luhmann: *Die Moral der Gesellschaft*, hrsg. von Detlef Horster, Frankfurt/M. 2008.

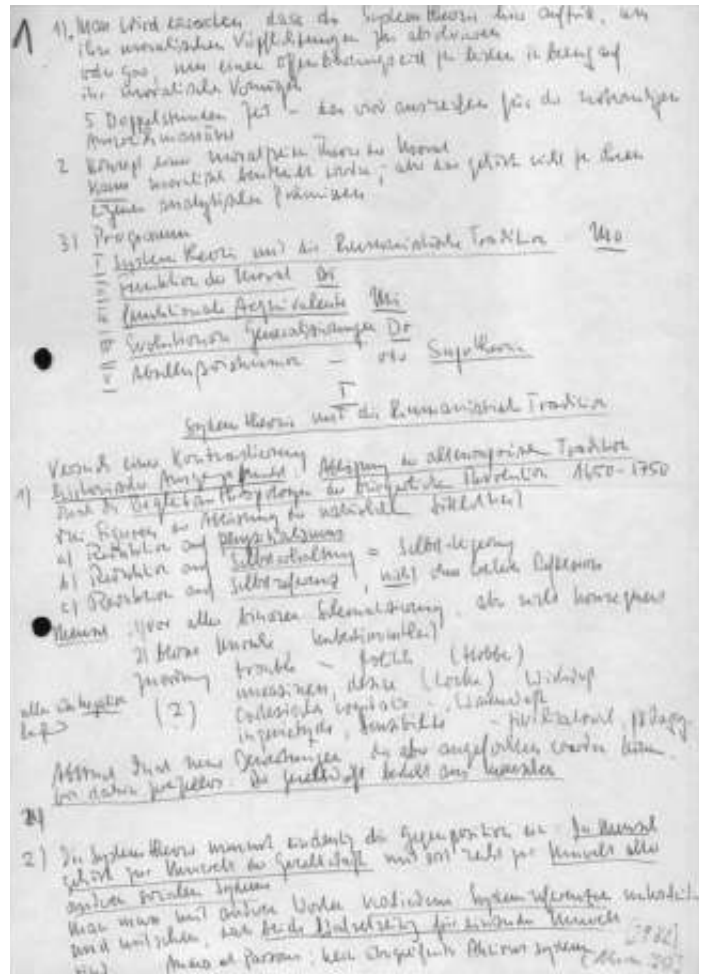


Abb. 2

«Man wird erwarten, dass die Systemtheorie hier auftritt, um ihre moralischen Verpflichtungen zu absolvieren – oder gar, um einen Offenbarungseid zu leisten in bezug auf ihr moralisches Vermögen.» Mit einer ironischen Seitenbemerkung zur «Erwartungserwartung» stellt Luhmann in Dubrovnik sein «Konzept einer moral-freien Theorie der Moral» vor.

ziert wird, identisch mit Moralkommunikation. Die Summe aller Bedingungen, von denen Achtungserweise in einer gegebenen Gesellschaft abhängig gemacht werden, ist dann die Moral einer Gesellschaft. Der dritte Vortrag Luhmanns behandelt funktionale Äquivalente zur Moral, unter denen Luhmann Anschlussrationalität, Liebe und Recht besonders hervorhebt. Die Existenz funktionaler Äquivalente zu Moral schränkt zugleich die Reichweite der Moral ein. Es gibt Umstände, unter denen ein anderer Set von Bedingungen an die Stelle der Bedingungen für das Erweisen von Achtung tritt. Man setzt das rationale Anschließen an die Handlungen des Anderen an die Stelle des Suchens nach Achtungserweisen; man begnügt sich nicht mit Achtung, sondern sucht in einem radikaleren Sinne sogar die Liebe des Anderen, oder man stützt sich beispielsweise in einem Konflikt auf die

normativen Strukturen des Rechts, was mit einer gewissen Indifferenz gegenüber moralischen Bedingungen einhergeht. Der vierte Vortrag Luhmanns heißt «Evolutionäre Generalisierung» und macht vor allem verständlich, dass die Moral so eng an die elementaren Formen einer jeden Kommunikation gebunden ist, dass die Möglichkeit ihrer Ausdifferenzierung in einem eigenen System, das der Gesellschaft gewissermaßen die moralische Kommunikation durch Spezialisierung in einem Hochleistungssystem der Moral abnimmt, nicht gegeben ist. Moral ist nie in einem eigenen Funktionssystem ausdifferenziert worden, und es gibt auch keine Grundlagen in der Gesellschaftstheorie, die eine solche Ausdifferenzierung als eine Möglichkeit etablieren könnten. Der fünfte Themenkomplex, den Luhmann «Supertheorie» nennt, ist in den Notizen für Dubrovnik nur gelistet, aber nicht ausgeführt. In dem 1978 publizierten Aufsatz ist er von der fünften an die erste Stelle gerückt, fungiert also als eine Einleitung in die Moraltheorie. Meine Erinnerung erlaubt nicht mehr zu sagen, wie Luhmann an jenem Freitag, an dem er dieses Thema vermutlich vorgetragen hat, seine Dispositionen gewählt hat.

In den Notizen von 1976 finden sich einleitende Bemerkungen, in denen Luhmann das eigene antizipierte Auftreten (selbst)ironisch kommentiert: «Man wird erwarten, dass die Systemtheorie hier auftritt, um ihre moralischen Verpflichtungen zu absolvieren – oder gar, um einen Offenbarungseid zu leisten in bezug auf ihr moralisches Vermögen.» Und anschließend: «5 Doppelstunden Zeit – das wird ausreichen für die notwendigen Ausweichmanöver.» Luhmanns Auftreten in diesen fünf Tagen war so, wie ich ihn oft erlebt habe. Es gab natürlich gar keine Ausweichmanöver. Es gab nur eine Theorieentwicklung, die sich nicht durch Konformität zu gerade geltenden normativen Moden bestimmen lassen wollte und ironisch und manchmal provokativ auf Vorurteile reagierte. Aber die Provokationen waren immer nur ganz kleine, listig-spielerische Nadelstiche. Luhmann fehlte jedes Moment von aggressiver oder machtvoller Kommunikation. Und Luhmann wusste, wie es herausragende Fußballspieler auch wissen, dass er mit mehr Fouls als andere Teilnehmer an der Theorieentwicklung zu rechnen hatte, und er hatte sich eine Contenance antrainiert, die bei Bedarf so tat, als sei

nichts Besonderes gesagt worden. Diese Contenance war ihm vermutlich nicht leichtgefallen, ich habe ihn eher als verletzlichen Menschen gesehen.

An allen fünf Tagen, wenn ich es richtig erinnere, leitete Jürgen Habermas die Diskussion bei Luhmanns Präsentationen. Habermas hatte bei dem gesamten Seminar zusammen mit Gajo Petrovic die Leitung und trug im Übrigen selbst nicht vor. Bei der Vorstellung Luhmanns am Anfang gab es einen Satz, den ich bemerkenswert fand: Mit Luhmann verhalte es sich wie mit Hegel. Man könne das Studium des Werks mit einem beliebigen Satz beginnen und werde von diesem beliebig gewählten Ausgangspunkt jede Facette des Werks zu erreichen imstande sein. Aber Habermas leistete sich über die folgenden Tage auch eine Reihe politisierender oder moralisierender Nebenbemerkungen, von denen die eine oder andere eine Grenze überschritten. Unter den Teilnehmern dieses Seminars war offensichtlich niemand, der den Luhmann'schen Entwurf einer Soziologie der Moral auf dem Niveau der schlüssigen Ausarbeitung und intellektuellen Raffinesse begegnen konnte, auf dem diese Theorie entworfen worden war. Die drei Studenten aus Bielefeld, die noch weit entfernt davon waren, selbst Wissenschaftler zu sein, haben in dieser Woche und insgesamt in den drei Wochen nicht so viel dazugelernt, wie sie sich dies in ihrem anfänglichen Enthusiasmus vorgestellt hatten.

Von Luhmann selbst haben wir jenseits dieser Vorträge nicht viel gesehen. An einem Morgen waren wir zu dritt in der Stadt unterwegs und trafen Luhmann und seine Frau, er vertieft in einen Reiseführer, der ihn zu einer so gut wie unbekannten Kirche in einer unauffindbaren Gasse führen sollte. Dann gab es einen ganztägigen Landesausflug mit einem Auto, das Luhmann gemietet hatte. Johannes Schorr wurde eingeladen, das Ehepaar auf diesem Ausflug zu begleiten. In seiner umständlich-höflichen Weise erklärte uns Luhmann die Umstände. Es gebe in diesem Auto hinten nur zwei freie Plätze. Wenn er aber zwei von uns mitnähme, bleibe einer allein zurück. Also könne er nur einen mitnehmen, damit die beiden Zurückbleibenden einen Gesprächspartner hätten. Am Abend kam Johannes Schorr völlig zerstört zurück. Auf der ganzen Fahrt hatte ein Fenster offen ge-



standen, und er hatte unter dem Zug die ganze Zeit gelitten. Und außerdem war Luhmann wie ein Wahnsinniger gerast, und der Student auf der Rückbank hatte ganztägig Angst um sein Leben durchstehen müssen. Mich erinnerte das an einen der Sätze, die Luhmann immer wieder einmal wiederholte. Dieser lautete: Ehen werden im Himmel geschlossen und am Steuer des Autos geschieden.

An den Abenden gab es informelle Sitzungen mit Dozenten und Alkohol im Grand Hotel Imperial, in dem auch wir drei Studenten aus Bielefeld uns einquartiert hatten. Habermas war dort häufig anwesend, wie auch andere Dozenten, und wir Studierenden aus einer Reihe von Ländern waren neugierig auf Erzählungen aus dem «Grand Hotel Abgrund» (Lukács) – der Geschichte der Frankfurter Schule. Luhmann sahen wir nie an diesen Abenden, was uns aus Bielefeld vertraut war.

Das Grand Hotel Imperial war für uns das andere Zentrum unseres Aufenthalts in Dubrovnik. Die Preise waren so niedrig, dass wir uns diesen Ort selbst als Studierende hatten leisten können. Das Hotel war bei seiner Eröffnung 1897 das erste und einzige Hotel Dubrovniks gewesen, einer Stadt, die davor noch kaum von Reisenden besucht wurde. Ich empfand es in jenen

Abb. 3

Das 1897 errichtete Grand Hotel Imperial in Dubrovnik war für die Studenten aus Bielefeld ein Hotspot, an dem die moralische Kommunikation, über die Luhmann im Seminar unterrichtete, in der Verfremdung konkret sichtbar wurde: Grand Hotel «Achtung».

- 6 Im Krieg mit Serbien 1991/92 sind erhebliche Teile des Hotels abgebrannt, so dass man nach älteren Fotos suchen muss, um sich einen Eindruck von der stilistischen Balance des Hotels zu verschaffen.
- 7 Vgl. Oleh Havrylshyn/Nora Srzentic: *Institutions Always Mattered*. Explaining Prosperity in Mediaeval Ragusa (Dubrovnik), Palgrave Studies in Economic History 2014.

Wochen als einen Ort von kosmopolitischem Geist und großer Schönheit,⁶ etwas, was dem Seminar mit seinen oft banalen Diskussionen fehlte. Nicht viele Teilnehmer des Seminars wohnten dort, was vermutlich unser Gefühl verstärkte, einen eigenen Ort zu besitzen. Das Personal war besonders, sehr professionell und sehr zuvorkommend. Auch mit Bezug darauf hätte man über den Ausgleich von Ego/Alter-Synthesen und Achtungskommunikation nachdenken können. An einigen Nachmittagen saßen die Mitarbeiter des Hotels draußen und praktizierten offensichtlich die Selbstverwaltung ihres Hotels, deren Realität ich nicht einschätzen konnte, aber als ein Bild eines belebten kommunikativen Austausches jedenfalls interessanter fand als die ermüdende dritte Woche des Seminars, die nach Philosophie und Soziologie dem jugoslawischen Modell der Selbstverwaltung gewidmet war, aber philosophisch überhöht zu weit weg war von etwas, was ein anthropologisch-soziologisches Interesse hätte nähren können. Ohne das Hotel und ohne die Mauern und Straßen der Stadt, deren faszinierende Geschichte und strukturelle Besonderheit und unwahrscheinliche Rivalität mit Venedig im Seminar völlig abwesend waren,⁷ hätte man irgendwann das Seminar vielleicht auch fliehen wollen. Zusammen mit diesen beiden Gegenpolen aber war Dubrovnik ein für mich bis heute memorables Intermezzo.

Zwei von uns dreien mussten sich unmittelbar nach der Rückkehr aus Dubrovnik an die Abschlussarbeiten ihres Studiums setzen, von denen wir wussten, dass entscheidend auch von ihnen unser denkbarer Platz in einer akademischen Welt abhängen wird. Auch das hatte uns dieses Seminar in allen ihren Stärken und Schwächen, sachgebundener Ernsthaftigkeit und personalen Eitelkeiten vorgeführt.

Athenäum, ein Gutachten

Luhmann tanzt aus der Reihe

Obwohl an der neugegründeten Universität in Ostwestfalen erst seit vier Jahren Professor, ist er im Fach wie in der intellektuellen Öffentlichkeit der Bundesrepublik im Jahr 1971 bereits ein Name. Und er kokettiert mit seiner neuen Bekanntheit, wenn er Jürgen Habermas am 8. Dezember dieses Jahres schreibt, dass «das Presseecho unserer gemeinsamen Publikation etwas gemischte Gefühle» bei ihm hinterlasse, «nachdem ich Kopf an Kopf mit Brigitte Bardot abgebildet wurde».¹ Jene gemeinsame Publikation ist der 1971 in der Theorie-Reihe des Suhrkamp-Verlages erschienene Diskussionsband *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?*, der sich mit 10 000 verkauften Exemplaren im Jahr des Erscheinens² zu einem Bestseller entwickelte. Es war der Soziologe aus Bielefeld, der von der gemeinsamen Publikation weitaus stärker profitiert als der bereits arrivierte und an die gesellschaftstheoretischen Debatten der Zeit Anschluss suchende Sozialphilosoph aus Frankfurt am Main. Durch die Kontroverse mit Habermas werden der Suhrkamp-Verlag und sein Verleger, Siegfried Unseld, neugierig auf den Autor Luhmann, und man bahnt eine feste Zusammenarbeit an, die über den Tod von Autor und Verleger hinaus bis heute andauert und das publizistische Erscheinungsbild des Großtheoretikers prägen sollte.³ Der kluge Autor ließ seine Produkte freilich nie auf nur einem Gleis befördern. Für seine Binnenwirkung im Fach von großer Bedeutung war die vom Westdeutschen Verlag ab 1970 eröffnete Option, bereits publizierte Aufsätze wie ausgewählte unveröffentlichte Manuskripte in einer eigenen Reihe mit dem Titel «Soziologische Aufklärung» (Bd. 1–6; Erstauflagen 1970–1995) herauszugeben und damit gleichsam zu kanonisieren.

Niklas Luhmann darf also in Verlagsfragen durchaus als umtriebig und versiert gelten, als ihn 1971 der Auftrag des Athenäum-Verlags erreicht, ein Gutachten über die Möglichkeiten für neue sozialwissenschaftliche Studien- und Forschungsreihen zu verfassen. Am 20. März 1972 geht das Gutachten⁴ mit einem Brief Luhmanns an den Verlag, unter Angabe der Kontonummer bei der Stadtparkasse Bielefeld für das vereinbarte Honorar. Mitautoren sind der langjährige Assistent Luhmanns, Otthein Rammstedt, inzwischen Privatdozent in Bielefeld, und Constans

- 1 Zit. nach Johannes F. K. Schmidt: Leichte Präferenz für Theorie, in: Zeitschrift für Ideengeschichte XV/3 (2021), S. 58.
- 2 Ebd., S. 59.
- 3 Vor allem nach dessen «autopoetischer Wende» mit dem Band «Soziale Systeme» (1984). Die Verlagsgeschichte Luhmanns bei Suhrkamp, u. a. als Mitherausgeber der Theorie-Reihe, in Konkurrenz zu und Kooperation mit Jürgen Habermas, verdiente weitere eigene Untersuchungen. Ich danke Jan Bürger vom Literaturarchiv Marbach für Gespräche und Johannes Schmidt und seinem Team für den schnellen Zugang zum Bielefelder Archiv.
- 4 Prof. Dr. Niklas Luhmann, Prof. Dr. Otthein Rammstedt, Dr. Constans Seyfarth: Gutachten über soziologische Reihen im Publikationsprogramm des Athenäum-Verlags (März 1972), Luhmann-Archiv Bielefeld (NL Luhmann 173/002). Alle im Text folgenden Zitate, die nicht anders zugeordnet sind, entstammen dem Gutachten. https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/manuskripte/manuskript/MS_3534.

- 5 Niklas Luhmann: Funktionale Methode und Systemtheorie, in: ders.: Soziologische Aufklärung 1, Westdeutscher Verlag, Opladen 1970, S. 31–53. Erstveröffentlichung in: Soziale Welt 15 (1964), S. 1–25.
- 6 Es gibt keine Biografie. Niklas Luhmann im Radiogespräch mit Wolfgang Hagen (vom 2.10.1997), in: Wolfgang Hagen (Hrsg.): Warum haben Sie keinen Fernseher, Herr Luhmann? Letzte Gespräche mit Niklas Luhmann, Berlin 2011, S. 16.

Seyfährth, Soziologe in Frankfurt, den er kurz zuvor kennengelernt hatte.

Und das Gutachten bezieht theoriepolitisch Position: Nüchtern im Ton, selbstbewusst in den Feststellungen und unzeitgemäß in seinen Schlussfolgerungen stellt es auf neun Seiten die Gewissheiten des Fachs in Frage und gibt gleichzeitig einen Theorieaufriss, der das eigene Arbeitsprogramm der nächsten Jahrzehnte beschreibt. Im Medium eines Gutachtens spricht jemand, der in Distanz zu seiner akademischen Umwelt steht und dadurch Differenz markieren kann.

Luhmann ist Quereinsteiger in die Soziologie, erst mit 38 Jahren wird er im selben Jahr (1966) im Fach promoviert und habilitiert, wesentlich gefördert durch Helmut Schelsky, der auch seine Berufung an die Universität Bielefeld im Jahr 1968 unterstützt. Er ist ausgebildeter Jurist mit langjährigen Erfahrungen in der Ministerialverwaltung in Niedersachsen. Daneben ist er ein universal-interessierter Leser mit philosophischen Neigungen, nicht nur für Husserl. Die Gelegenheit zu einem Forschungsaufenthalt an der Harvard University bei Talcott Parsons führt zur Soziologie und zu ersten theoretischen Veröffentlichungen im Fach. Von nun an gilt sein Interesse der Entwicklung einer «funktionalen Methode» und «Systemtheorie».⁵ Biographisch gehört auch er zur «skeptischen Generation» (Schelsky). Nach Ende des Krieges, zu dem er noch an der Schwelle zum Erwachsensein eingezogen wird, macht er in der Kriegsgefangenschaft in Marseille die persönliche Erfahrung, dass die humanitären Völkerrechtsnormen der Genfer Konvention wenig gelten.⁶ Er misstraut geschlossenen Weltanschauungen, und mehr noch, als demokratische Werte zu deklamieren, motiviert ihn die Frage, wie mit Recht Ordnung geschaffen werden kann. Soziologisch sollte sich daraus die Frage entwickeln, wie «moderne Gesellschaft» angemessen beschreibbar ist. Und er beobachtet scharf, seine Profession und die Gesellschaft.

Die Frage des Athenäum-Verlages nach einem Markt für eine neue soziologische Studienreihe bescheidet er knapp und gleichzeitig mit einer Kaskade von Gründen abschlägig: zu große Heterogenität des Studiums bei unabsehbarer Dynamik der Hochschulreformen, Nachfrage unbestimmt, nebeneinander stehende «Schulen, die zum großen Teil durch Verquickung mit gesell-

schaftlicher Verantwortung Politica sind und der ‹Mode› unterliegen», machen «Bestandsaussichten» für entsprechende Reihen «nicht vorhersehbar». Schließlich ein vertriebliches Argument aus der Verlagswelt: Andere («Rowohlt») bieten bereits Studientexte an, die «wesentlich billiger auf den Markt kommen», was natürlich ein «verlagsinternes Problem» sei.

Auf den verbleibenden sieben Seiten des Gutachtens folgt die Skizze eines völlig neuartigen Theorieprogramms, das Distanz zu den aktuellen Strömungen und Debatten hält und mit «unzeitgemäß» nur unzureichend bezeichnet ist. An den Universitäten haben Anfang der 1970er Jahre marxistische Ansätze auf dem Buchmarkt Konjunktur. Luhmann konnte darüber auch später in Gesprächen «nur den Kopf schütteln [...], über so viel altmodische Vorurteile» und folgerte, «dass man das nicht ohne eine adäquate Gesellschaftstheorie wirklich erledigen konnte [...]».⁷ Aber auch andere Weisen, moderne Gesellschaft zu beschreiben, befriedigen ihn nicht. Zum Beispiel mit Rekurs auf die Klassiker: «bei allem Respekt und bei aller Möglichkeit, da etwas zu finden, also Weber, Durkheim, Simmel und so weiter, [...] mir war klar, dass man von dort aus nicht ausgehen konnte».⁸ Oder der Empirismus bzw. die empirische Sozialforschung, die «oft nicht mehr herausbekommt als in dem Milieu, das sie erforscht, den Insidern ohnehin geläufig ist [...]».⁹ Luhmann sieht demgegenüber die große nicht eingelöste Aufgabe der Soziologie darin, eine Theorie der modernen Gesellschaft zu formulieren. Und das Format des Fachgutachtens zwingt ihn dazu, auf begrenztem Raum sehr deutlich zu werden, wenn er zum «Ausgangspunkt» einer solchen Gesellschaftstheorie die «Tatsache» wählt, «dass sich in unseren Tagen ein weltweites Gesellschaftssystem bildet, das sich sehr grundsätzlich von Regionalgesellschaften älteren Typs unterscheidet und für wohl alle Bereiche sozialen Lebens Umstrukturierungen und neuartige Problemstellungen auslöst, die in den üblichen Perspektiven der Forschung über das ‹internationale System›, oder ‹Entwicklungspolitik› oder über ‹Modernisierung› auch nicht annähernd adäquat erfasst werden». Damit ist das Konzept der «Weltgesellschaft» auf dem Plan, das er erst ein Jahr zuvor in einem Aufsatz ausgearbeitet hatte¹⁰ und das in Verbindung mit einer «modernen Evolutionstheorie» einen radi-

7 Es gibt keine Biografie. Niklas Luhmann im Radiogespräch mit Wolfgang Hagen, S. 35.

8 Ebd., S. 36.

9 Niklas Luhmann: Probleme der Forschung in der Soziologie, in: ders.: Universität als Milieu. Kleine Schriften, hrsg. von André Kieserling, Bielefeld 1992, S. 70.

10 Niklas Luhmann: Die Weltgesellschaft, in: ders.: Soziologische Aufklärung 2, Opladen 1975, S. 51–72. Erstveröffentlichung in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 57 (1971), S. 1–35.

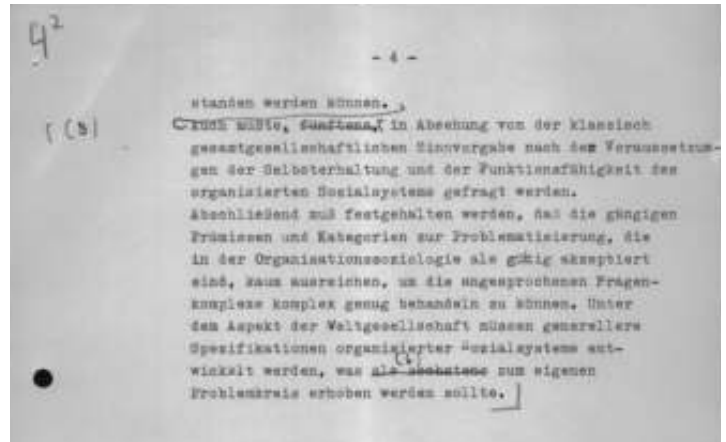


Abb. 1
Komplexe Beobachtungen
«organisierter Sozialsysteme»
in Bielefeld unter dem
«Aspekt der Weltgesellschaft»:
Entwurf eines
Gutachtens, mit Korrekturen
von Luhmann im Anhang
eines Briefes von Otthein
Rammstedt, 24. Januar 1972.

kalen Perspektivenwechsel einleiten soll. Es geht um die «theoretische Grundlage zur Überwindung und Einordnung älterer Fortschrittskonzepte, die in ihrer Theorie apodiktisch behauptet hat, dass entweder die Politik oder die Vernunft bzw. Wissenschaft oder Wirtschaft die ausschlaggebende Führungsgröße der Gesellschaftsentwicklung sei [...]»

Von dem Grundgedanken ausgehend, dass Gesellschaft heute immer «Weltgesellschaft» ist, gewinnt Luhmann die Themen und leitenden Fragestellungen, die er der Soziologie und dem Verlag für eine neue Forschungsreihe vorschlägt: «Evolution, Religion, Wissenschaft, Recht, Organisation, Massenkommunikation». Und damit erst gar nicht traditionelle Denkmuster und Bearbeitungsweisen die Assoziation leiten, präpariert er für jedes dieser Themen die «unter dem Aspekt der Weltgesellschaft» neuartige Perspektive heraus (Abb. 1). Das geht nicht ohne Abstraktion und eine Sprache, die sich gewohnten Rezeptionsweisen entzieht. Beispielsweise sieht er die bis dahin vorherrschende Religionssoziologie als «Bindestrich-Soziologie» gescheitert, und er regt an, als «vorläufigen Bezugspunkt (...) das Möglichkeitspotential des sozialen Systems (zu wählen), indem Religion symbolisch für negierte Bereiche eintritt und damit in der Gesellschaft letzte Ziele und Selbstverständlichkeiten zumindest durch Artikulation negierbar hält». Für «Wissenschaft» stellt er fest, dass es sich hier um den «vielleicht bestetablierte(n) weltweite(n) Kommunikationsbereich» handelt, der wissenschaftstheoretisch jedoch ein «ausgesprochenes Reflexionsdefizit» zu verzeichnen habe. Zu klären sei insbesondere ihr «Verhältnis zur Theorie sozialer Systeme und ihr Verhältnis zur Lerntheorie». «Im Hinblick auf die Lerntheorie von Wissenschaftssystemen» müsse dann gefragt werden: «Unter welchen strukturellen Prämissen werden solche Systeme innovativ, dynamisch, steigerungsfähig?»

Da Gesellschaft immer Weltgesellschaft ist, ist es im Übrigen nur konsequent, dass Luhmann sich von vornherein für «Doppelausgaben» in Deutsch und Englisch ausspricht und Übersetzungen in weitere Sprachen zur fallweisen Prüfung empfiehlt. Damit liegt für den Athenäum-Verlag ein ambitioniertes Programm auf dem Tisch. Er wird es allerdings nie realisieren. Zum einen hatte der Verlag, unabhängig von dem Gutachten, das zudem mit deutlicher Verspätung in Frankfurt eintrifft, inzwischen andere Entscheidungen über eine sozialwissenschaftliche Taschenbuchreihe getroffen. Zum anderen lehnt Luhmann das im April 1972 unterbreitete Angebot des Verlages, als Herausgeber an einer internationalen sozialwissenschaftlichen Reihe des Verlags mitzuwirken, aus «zeitlichen Gründen» ab.¹¹ Bei dieser Absage spielen wohl auch andere Präferenzen eine Rolle. Das im Gutachten skizzierte Publikationsprogramm wird er im Folgenden auf parallel eröffneten Gleisen, vor allem über den Westdeutschen Verlag und Suhrkamp befördern: 1977 («Religion»), 1978 («Organisation»), 1972/1974/1981/1986/1993 («Recht»), 1990 («Wissenschaft») und 1996 («Massenmedien») sollten größere Monographien zu den bereits 1972 im Gutachten avisierten Themen erscheinen.

Im Rückblick erscheint alles wie ein großer Plan, der aufgegangen ist (*Abb. 2*). Doch das erkennt die Risiken, denen sich der Autor in seinen mittleren Jahren gegenüber sah. Selbst mit einem theoretischen Laufzeitplan im Kopf und bei einem für die Sozialwissenschaften offenen Buchmarkt stellt sich «Erfolg» nicht von selbst her. Verlage und Verleger folgen eigenen Kalkülen, Verleger können das Interesse verlieren, Verlage können eingehen oder fusionieren, neue Formen des wissenschaftlichen Publizierens, wie Open Access, können entstehen. Diversifizierung ist darauf eine kluge Strategie. Luhmann sollte bei der Publikation seiner Arbeiten stets auf unterschiedliche Publikationsorte setzen. Das ist mühselig und zeitaufwendig und verlangt beständige Kommunikation an den Grenzen und in der Umwelt des Wissenschaftssystems. Aber er hat als jemand, der an einer universellen Gesellschaftstheorie arbeitet, einen entscheidenden Vorteil: die «Praxis der Theorie»¹² ist selbst Teil und Prüfstein seiner Theorie. Er weiß deshalb, «daß die Arbeit an Theorien ein Handeln ist wie jedes

11 Niklas Luhmann an Stefan Müller-Dohm vom 16. 5.1972, Luhmann Archiv Bielefeld (NL Luhmann 173/002).

12 Niklas Luhmann: Die Praxis der Theorie, in: ders.: Soziologische Aufklärung 1, Opladen 1970, S. 253–267. Erstveröffentlichung in: Soziale Welt, 20 (1969), S. 129–145.

13 Ebd., S. 253.

14 Ebd., S. 264.

15 Ebd., S. 265.

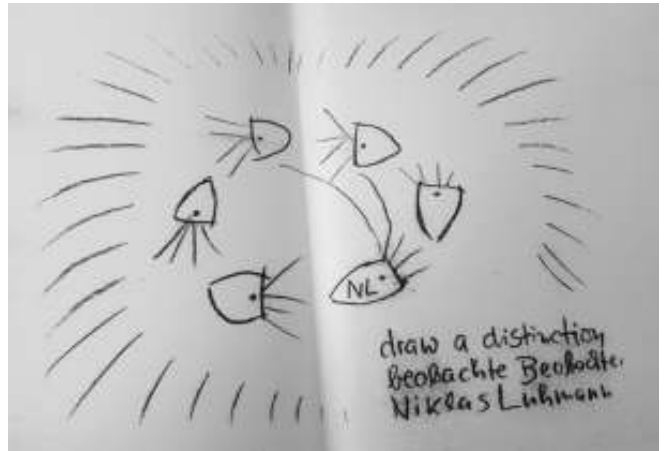


Abb. 2
«draw a distinction /
beobachte Beobachter».
Signature Move eines
Gesellschaftstheoretikers
mit einem 30-Jahre-
Laufzeitplan. Zeichnung
von Luhmann, Porto Alegre,
September 1990.

andere Handeln auch – ein Handeln, das [...] wenn es [...] Arbeit werden soll, von sehr komplizierten Voraussetzungen anhängt, die das Sozialsystem der Wissenschaft garantieren muß». ¹³ Zu diesen Voraussetzungen gehört, «daß man sich öffentlich bewegen kann»: [...] «Mit der Konstruktion von richtigen Sätzen ist es nicht getan. Oft muß man sogar selbst kommen. Die Position, von der man aus wirkt, ist nicht ohne Bedeutung, obwohl Positionspolitik etwas anderes ist als Theoripolitik und Erfolge in der einen Richtung der anderen ebenso nützen wie schaden können.» Und schließlich: «Wo und wie man publiziert, sollte aus souveräner Verfügung über die Möglichkeiten entscheidbar sein oder zumindest als Selbstdarstellung mitbedacht werden – was Strategien der geplanten Indifferenz oder der Verwirrung durch gleichzeitige Publikation in linken und rechten, renommierten und tagespolitischen Blättern nicht ausschließt.» ¹⁴ Luhmann bewegte sich im Radius seiner Theorie, als er Gutachten für Verlage schrieb und verlagspolitische Entscheidungen traf. Und es verwundert nicht, dass er Zeit und Energie gerade in diese Art der «Praxis» investierte, zumal ein Fachgutachten über wünschenswerte sozialwissenschaftliche Buchreihen schlicht die Gelegenheit bot, eigene Theoriepositionen zu schärfen und diesen zur Geltung zu verhelfen. Anderen Praxen erteilt er hingegen dauerhaft eine Absage, an dem «Problemkomplex der Hochschulreform» beispielsweise hat er kein Interesse praktisch mitzuwirken. Er gesteht zwar zu: «Dafür kann man sich ereifern. Darauf kann man sich spezialisieren». Aber: «Mit seriöser theoretischer Arbeit ist ein solches Engagement praktisch unvereinbar.» Und es folgt der Rat an alle Praktiker der Theorie, «angesichts kommenden Wellen die Schwellen der Indifferenz höher zu mauern». ¹⁵

Setzen, Taufen, Pröbeln

Der Fall «Kontingenz»

Am 29. Oktober 1969 erbittet sich Luhmann bei Hans Blumenberg kurz und höflich Hinweise auf englischsprachige Literatur zum Begriff Kontingenz (Abb. 1). Blumenberg sendet dann wohl einen eigenen Sonderdruck zum Thema. Luhmann dankt: Blumenbergs Beitrag kenne er selbstverständlich. Dennoch sei es ihm wertvoll, das Exemplar «neben mir liegen zu haben». Weitere Schriftwechsel zwischen dem Bielefelder Soziologen und dem um die Zeit der Anfrage gerade nach Münster wechselnden Philosophen sind, in den Archiven in Bielefeld und Marbach,¹ nicht dokumentiert. Die Kreisbahnen zweier Wandelsterne am ideen-

- 1 Die Verfasserin dankt Johannes Schmidt (Luhmann-Archiv) sowie Jan Bürger und Ulrich von Bülow (DLA) für tätige Mithilfe durch Prüfung der jeweiligen Bestände.



Abb. 1
«Kontingenz» – Arbeit am Begriff. Brief von Niklas Luhmann an Hans Blumenberg, 29. Oktober 1969.

- 2 Gerhart v. Graevenitz und Odo Marquard: Vorwort, in: dies. in Zusammenarbeit mit Matthias Christen (Hrsg.): *Kontingenz*, München 1998, S. XI–XVI, S. XII. Vgl. Petra Boden, Rüdiger Zill: *Poetik und Hermeneutik im Rückblick. Interviews mit Beteiligten*, Paderborn 2017, S. 544.
- 3 Ebd., S. XIII. – Weitere Belege für die Aktualität des Kontingenzthemas sind Lübbes «Kontingenzerfahrungskultur» und «Kontingenzbewältigungspraxis» sowie Rortys Ironie als gesteigertes «Kontingenzbewußtsein», S. XIV. Boden/Zill: *Poetik und Hermeneutik im Rückblick*, S. 545 f.
- 4 Vgl. etwa Niklas Luhmann: *Kontingenz als Eigenwert der modernen Gesellschaft*, in: *Beobachtungen der Moderne*, Opladen 1992, S. 93–128.

geschichtlichen Firmament der Bundesrepublik haben sich kaum gekreuzt. «Kontingenz» wird zum Beleg dafür, dass man es bei einem Minimalaustausch belässt.

Luhmanns Interesse an «Kontingenz» wie auch seine Operationen mit dem Begriff sind allerdings von Blumenbergs wissensphilosophischen Studien scharf unterschieden: Hier fugenlos bündige Definitionen, dort tiefgründige «Problemkrimis» (Odo Marquard), hier Evolution und Gesellschaftsstruktur, dort historisch gerahmte Anthropologie, hier systematische Arbeit an einem Theorieneubau moderner Gesellschaft, dort Arbeit an Mythen, Legenden und Weltbildern der Überlieferung, mimetische Rekonstruktionen im Bestand.

Auch das letzte Kolloquium der Gruppe *Poetik und Hermeneutik* im Jahr 1994 zu «Kontingenz» dramatisiert den Gegensatz. Luhmann und Blumenberg sind auf dem Treffen selbst nicht anwesend, den meisten Beiträgen fehlt ein profilierter Zugriff: In der «soziologische[n] Systemtheorie (Luhmann)», so liest man im Exposé des Kolloquiums, avanciere der Kontingenzbegriff «zur vielfältig gebrauchten Grundvokabel vom Dienst»,² Blumenbergs Untersuchungen zur «Wirkungsgeschichte» des «kreationstheologische[n] Kontingenzbegriff[s]» verdanke man hingegen «Differenzierungen im Begriff Kontingenz».³ Letztlich vermag der Tagungsband zwischen den Denkwelten nicht zu vermitteln. Hermeneutische, blumenbergartig parfümierte Beiträge überwiegen, allein Alois Hahn schreibt für die systemtheoretische Seite. Was Kontingenz als «Grundvokabel» leistet, bleibt vage.

Setzen plus Umarbeiten

Dass der Intensivleser Luhmann die auf die Scholastik zurückführende historische Herkunft des Kontingenzbegriffes abrufbereit hat, versteht sich.⁴ Auch deshalb stellt seine Adaption von «Kontingenz» ein gutes Beispiel dar für die souveräne, aber sich stetig selbst korrigierende Gestaltfindung seiner theoretisch geleiteten Begriffsarchitektur. Ziel ist es, Begriffe im Wortsinn zu «setzen» sowie durch Einfügung in das selbsttragende Ganze einer neu codierten Semantik operabel werden zu lassen. Einerseits gibt es da eine theoretische Grundintuition, und dieser hat dann die jeweilige Vokabel zu «dienen»: Luhmann entsubstanzi-

alisiert und relativiert Begriffe und reichert sie neu an. Dabei steht sein Interesse an der Varianz noch abgelegenster Überlieferungen Blumenbergs originellem Findungsreichtum (*Abb. 3*) in nichts nach. Andererseits werden die Begriffe umkonstruiert und gleichsam immer wieder neuen Testreihen ausgesetzt. Dass Luhmann neu «Gesetztes» dann wieder abschwächen oder verabschieden konnte, ist bekannt. Beispiele für zeitweilig tragendes, später entsorgtes Vokabular sind «Funktion» und «Umwelt», die «Grenze» weicht mit der Rede von «marked/unmarked Space» in Teilen der «Unterscheidung», aber auch die Termini «Code», «Bifurkation» und «Autopoiesis» erleben ein *fading out*.

Die Überforderung der Realität

Luhmanns Entscheidung für die »Kontingenz« erfolgt früh und informiert. Als funktionalistischen »Ausgangspunkt« und Part wichtiger Leitunterscheidungen, die sogleich seine grundbegriffliche Reichweite («Kontingenz/Toleranz [...] Kontingenz/Sozialordnung») zeigen, wird der Ausdruck auf einer Karteikarte des ersten Zettelkastens geführt (*Abb. 2*).⁵ Das theoretische Grundlagenwerk *Soziale Systeme* nimmt dann eine Platzanweisung vor: Der »traditionsreiche«⁶ Begriff wird erstens abseits des »Zufalls« situiert, was Luhmann als ideenhistorischer Kenner der Differenz von *tyche* und *automaton* sowie der Geschichte der Stochastik ausweist, und er findet sich zweitens jenseits der generischen Bedeutung («auch anders möglich») einschließend des »Hinweis[es] auf die Möglichkeit des Verfehlens»⁷ pointiert. Die funktionale Analyse versetze »Bekanntes und Vertrautes, also »manifeste« Funktionen (Zwecke) und Strukturen in den Kontext anderer Möglichkeiten. Das setzt sie dem Vergleich aus, und behandelt sie als kontingent ohne Rücksicht darauf, ob das Objektsystem selbst einen entsprechenden Umbau ins Auge fassen könnte oder nicht».⁸ Hierauf zielt der »systemtheoretische Begriffsapparat« aber gerade ab: die Analyse »überfordere«⁹ mit der Kontingenzhypothese ihr Objekt. Entsprechend müsse man, heißt es in Fortsetzung des Gedankens, den Kontingenzbegriff »erweitern, nämlich zurückführen auf eine ursprüngliche modaltheoretische Fassung. Der Begriff wird gewonnen durch Ausschließung von Notwendigkeit und Unmöglichkeit. Kontingent ist etwas,

5 ZK 1: Zettel 62,1d3g4a.

6 Vgl. Niklas Luhmann: *Soziale Systeme*, Frankfurt/M. 1984, S. 47.

7 Ebd.

8 Ebd., S. 89.

9 Ebd.

10 Verwiesen wird an dieser Stelle nicht auf Blumenberg, sondern auf Arbeiten des ebenfalls in Münster lehrenden Leibniz-Forschers Heinrich Schepers.

11 Luhmann: Soziale Systeme, S. 152.

was weder notwendig noch unmöglich ist; was also so ist, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist.¹⁰ Der Begriff bezeichnet mithin Gegebenes (Erfahrenes, Erwartetes, Gedachtes, Phantasiertes) im Hinblick auf mögliches Anderssein; er bezeichnet Gegenstände im Horizont möglicher Abwandlungen. Er setzt die gegebene Welt voraus, bezeichnet also nicht das Mögliche überhaupt, sondern das, was von der Realität aus gesehen anders möglich ist. In diesem Sinne spricht man neuerdings auch von «possible worlds» der einen realen Lebenswelt. Die Realität dieser Welt ist also im Kontingenzbegriff als erste und un-auswechselbare Bedingung des Möglichseins vorausgesetzt.»¹¹

Will man dies nicht weiter theoretisch verästelnd, kann man vorerst abspeichern, dass in Luhmanns Begriffsarchitektur «Komplexität» und dahinter auch «Welt» unmittelbar zur Kontingenz gehören. «Welt» ist dabei der eigentliche «Umbegriff», welcher die «Realität» – in der nicht Beliebigen geht, obwohl sie Möglichkeiten bereithält – aus sich entlässt.

Entscheiden ohne Pathos

Auch das kompakte Wort «Struktur» zielt auf ein Konzept, das sich im Lichte von Kontingenz gleichsam drehen lässt, was Luhmann immer wieder ausprobiert. Setzt man «Notwendigkeiten» in keiner Weise voraus, so lässt sich, wo Unhintergebares hinreichend hartnäckig auftaucht, auf etwas «Reales» schließen. Realität bildet sich gleichsam indirekt, als etwas, das unter den gegebenen Voraussetzungen als real gelten kann, ab. Fragt sich nur, ob das dem, was man von Wissenschaft als gesicherte Expertise erwartet, einen festen Boden bietet. Während Luhmann in den 1990er Jahren lediglich lapidar empfiehlt, Beobachter zu beobachten, wagt er sich 1984 noch mit einer kontingenten Beobachtung zum Strukturalismus auf philosophisches Terrain:

«Es ist alles viel einfacher als Kant und Hegel dachten: Wenn die Analyse überhaupt auf Strukturen stößt, kann dies nicht allein ihr selbst zuzuschreiben sein. Sie führt das Bewusstsein ihrer eigenen Kontingenz, eine eigene offene Einstellung zu anderen Möglichkeiten immer mit und ist eben deshalb genötigt, wenn sie auf Strukturen stößt, dies nicht sich selbst, sondern der Realität zuzuschreiben. Gerade die Radikalisierung des Kontingenz-

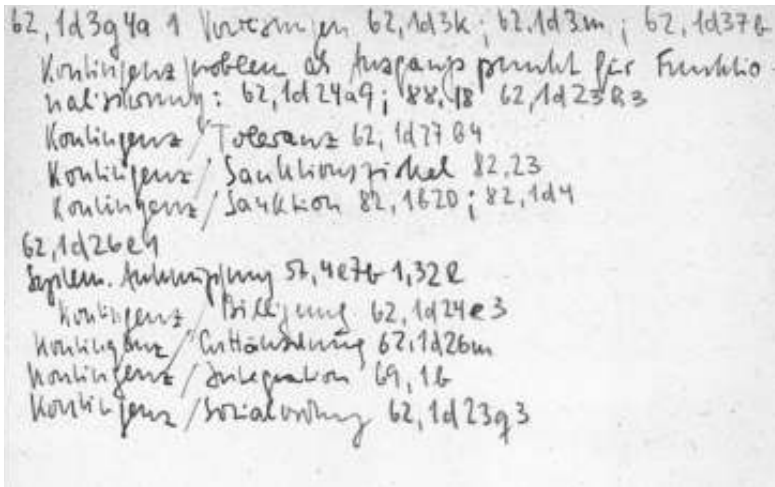


Abb. 2

Kontingente Verzettlung einer Leitvokabel. «Kontingenzproblem als Ausgangspunkt für Funktionalisierung», Zettel von Luhmann mit mögliche «Verweisungen» auf Variationen im Zettelkasten.

bewußtseins der Analyse führt mithin zu einer Einstellung, in die Realität sich geradezu zwangsläufig einzeichnet: als Reduktion völlig offener, unbestimmbarer Komplexität. [...] Mit Recht kann der Strukturalismus deshalb als Endform einer langen erkenntnistheoretischen Entwicklung begriffen werden ...»¹²

In der Handlungswelt wird «Kontingenz» immer dort zum Problem, wo Entscheidungen fällig sind. Aber eben nicht als Qual der Wahl. Vielmehr dreht Luhmann auch hier die Frage um: «Daß es eine Entscheidung war, sieht man [...] daran, daß die getroffene Auswahl als kontingent behandelt wird und die Anschlußhandlungen durch diese Kontingenz (und nicht durch die Faktizität des damit erreichten Zustandes) motiviert werden.»¹³ Anders gesagt: Echte Entscheidungen mitsamt dem, was sie nach sich ziehen, sind das, was ich mir sogar noch im Nachhinein nicht als etwas durch mich selbst Bewirktes zurechnen lassen kann. Kontingenz kassiert Freiheit oder jedenfalls jedes Freiheitspathos, sofern ich im Entscheiden kein Handelnder bin.

Aufgipfelung zu einer Superformel

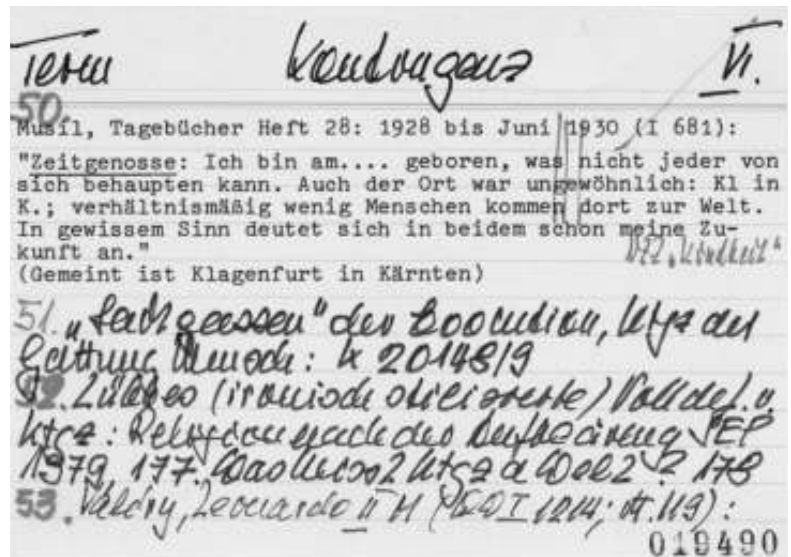
Eine weitere Aufgipfelung von Kontingenz ist sozialphilosophischer Art: Die Begegnung zweier einander fremder, dabei reflexiver (und freier) Alteritäten nennt Luhmann (im Anschluss an Parsons) «doppelte Kontingenz». Wie die Kontingenz generell, bestimmt als «Selektivitätsbewußtsein am Objekt»,¹⁴ als «sozu-

12 Ebd., S. 379 f.

13 Ebd., S. 402.

14 Luhmann: Erleben und Handeln, in: Soziologische Aufklärung 3, Opladen 1978, S. 67–80, S. 70.

Abb. 3
Die Geburt der Kontingenz
aus der Zeitgenossenschaft.
Hans Blumenberg trüffelt
seinen eigenen Zettelkasten
mit einem Zitat aus Robert
Musils Tagebüchern und
Verweisen auf Hermann
Lübbe und Valéry.



- 15 Niklas Luhmann: Soziologie der Moral, in: ders. / Stephan Pförtner (Hrsg.): Theorietechnik und Moral, Frankfurt/M. 1978, S. 8–116, S. 44.
- 16 Vgl. Niklas Luhmann: Die Soziologie des Wissens: Probleme ihrer theoretischen Konstruktion, in: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik 4, Frankfurt/M. 1994, S. 151–180, S. 172.
- 17 Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M. 1997, S. 55.
- 18 ... für die gilt: «[a]uf der Suche nach Festem und Notwendigem werden immer neue Kontingenzen aufgedeckt bis hin zur Kontingenz der Naturgesetze selbst», vgl. Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, S. 554.
- 19 «Bei hoher Komplexität des Kontingenten dient dessen Relationierung, dient die Interkontingenz der Reduktion von Komplexität.» Niklas Luhmann: Macht, Stuttgart (1975) 1988, S. 100.

sagen die Reduktionsform der Komplexität»,¹⁵ als etwas, das ins «Spinnennetz der Paradoxien» hineinführt,¹⁶ als so oder so «notwendiges Moment sinnhaften Operierens»¹⁷ sowie Element der Moderne,¹⁸ findet sich die «doppelte Kontingenz» in den meisten Texten Luhmanns zunächst kurz erklärt, dann aber auffrischungsartig immer wieder neu variiert. Das Büchlein *Macht* greift sogar zur gewagten Vorstellung einer «Interkontingenz».¹⁹

In *Die Wissenschaft der Gesellschaft* entscheidet sich Luhmann schließlich, eine bestimmte, diffuse, aber stabilisierende, in früheren Arbeiten lediglich «Problemformel» genannte Leitvorstellung als die für das jeweilige Sozialsystem typische «Kontingenzformel» zu bezeichnen: «Gerechtigkeit» ist die «Kontingenzformel» für das Recht, «Gemeinwohl» für die Politik, «Limitationalität» für die Wissenschaft. Luhmann erklärt die Motivation für diese theoriebautechnische Neuerung nicht so richtig, was aber vielleicht daran liegt, dass mit ihrer Hilfe systemeigene Passepartouts bezeichnet werden sollen. Es handelt sich bei «Kontingenzformeln» um so etwas wie Leitwerte, «die eine systemspezifische Unbestreitbarkeit behaupten können [...]. Aber in der Festlegung solcher Formeln auf jeweils besondere Funktionssysteme bleibt offen, was sie gesamtgesellschaftlich besagen.»²⁰

Der Geschmack der Begriffe

«Die Taufe des Begriffs beansprucht einen spezifisch philosophischen *Geschmack*, der gewaltsam oder einschmeichelnd verfährt und in der Sprache eine philosophische Sprache ausbildet, und zwar nicht nur ein Vokabular, sondern auch eine Syntax, die ans Erhabene oder an eine große Schönheit rührt»,²¹ schrieben Deleuze und Guattari 1991 über den schöpferischen, starken philosophischen Stil. Luhmanns ambitionierte Theorieprosa hat zeit- lebens und bis heute provoziert. Warum? Wegen ihres abstrakten Vokabulars? Wegen der eigentümlichen Paarung von rabiater Belesenheit mit einer Aneignungs- sowie Umprägungs- oder Neuprägungsfreude «klassischer» Termini, die dem skrupulösen Begriffsverwender Blumenberg oder auch dem philologisierenden «Mimesis»-Stil der letzten Jahre von Poetik und Hermeneutik fernsteht? Wegen eines Dogmatismus, sofern «Setzen» immer auch «tauft»? Oder gerade umgekehrt wegen ihres spielerischen, unverbindlichen Gestus? In Luhmanns *écriture* ist so gut wie nichts zufällig, aber auch wenig aus Konvention oder in ungeprüfter Anlehnung an Vorbilder erfolgt. Begriffe entwickeln sich vielmehr im Hin und Her von Anweisen sowie prüfendem Entscheiden. Präbelnd, würden Kunsthandwerker sagen. Das Beispiel «Kontingenz» wirft ein Schlaglicht.

«Machen Sie sich bitte nicht die Mühe einer besonderen Antwort», schrieb Luhmann an Blumenberg. Es ging ja auch nicht um Austausch, sondern nur um die Werkstattfrage nach englischsprachiger Literatur. Immerhin hatte – was Blumenberg nicht annahm – Luhmann Blumenberg gelesen. Las umgekehrt Blumenberg Luhmann? Oder las er ihn nicht und schloss in dieser Hinsicht von sich auf ihn? Oder nahm eine solche ausgebliebene Lektüre Luhmann zumindest an? Jedenfalls hätte Luhmann seine Zeilen an ein anderes Gegenüber womöglich anders enden lassen. Aber auch diese Beobachtung bleibt kontingent.

20 Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, S. 469 f.

21 Gilles Deleuze/Félix Guattari: Was ist Philosophie? (1991), Frankfurt/M. 1996, S. 13.

«Nun ja, was denn sonst?»

Luhmanns Kunst

- 1 https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/manuskripte/manuskript/MS_1001. Erstveröffentlichung: <https://spacetime-publishing.de/luhmann/blackholes.htm>. Aufgenommen in: Niklas Luhmann: Schriften zur Kunst und Literatur, hrsg. von Niels Werber, Frankfurt/M. 2008, S. 292 ff. Siehe auch ders., Frederick D. Bunsen und Dirk Baecker: Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur, Bielefeld 1990.

- 2 Ebd.

In den 1980er Jahren hat Niklas Luhmann einige Bemerkungen über malerische Arbeiten des deutsch-amerikanischen Künstlers Frederick D. Bunsen verfasst. Der hatte sich schriftlich an den berühmten Bielefelder Soziologen gewandt, nachdem er einen Aufsatz von ihm über Kunst gelesen hatte. Das war womöglich der knappe Text *Das Medium der Kunst*, der 1986 in *Delfin: eine deutsche Zeitschrift für Konstruktion, Analyse und Kritik* erschienen ist. Der Austausch ging so weit, dass Luhmann sich von dem jungen Mann im November 1988 im Anschluss an die Verleihung des Hegel-Preises der Stadt Stuttgart in der Eingangshalle des Schlosshotels zu einem Besuch in dessen Atelier abholen ließ, um sich dort an der Staffelei erklären zu lassen, wie er so vorgehe, um ein Bild zu malen. Der Soziologe war damals 61 und der Künstler 36 Jahre alt.

Frederick Bunsen, so schreibt Luhmann, experimentiere mit schwarzen Löchern. Das seien «in der modernen Kosmologie Stellen im Kosmos (im Kosmos, es gibt also noch anderes), deren Schwerkraft alles Geformte ansaugt und lautlos verschluckt, was in ihre Nähe kommt. Schwarz und lautlos deshalb, weil weder Licht noch Schall zurückkehren kann.»¹ Die schwarzen Löcher fallen von oben einfach ins Bild und lassen nichts mehr außer ihnen bestehen. Dieser Sog habe eine tiefere Tiefe als die des Raumes oder der Perspektive. Wie malt man die?

Luhmann trifft dazu eine Unterscheidung zwischen schwarzen Klecksen und schwarzen Löchern. Schwarze Löcher unterscheiden sich von schwarzen Klecksen dadurch, dass sie nicht wie diese durch eine Umgebung von Farbspritzern und Zitterlinien im Bild gehalten werden, sondern allein durch sich selbst existieren. «Schwarze Löcher müsste das Bild in sich selbst einsaugen, und nicht etwa, wie ein Loch in der Wand von hinten hinausführen. Sie wären also, wenn man die Metapher ernst nimmt, nicht das Bild im Bild, sondern das Unbild im Bild.»² Klecksen und Löchern ist gemeinsam, dass sie auf etwas außerhalb des Bildes verweisen, das im Bild nicht zu sehen ist, aber die Kleckse tun dies als wucherndes Geflecht, die Löcher als punktuelle Nichtung. Das schwarze Loch ist kein Objekt, das etwas anderes ins Bild bringt, sondern eben ein «Unbild», welches das ganze Bild in einen bildlosen Abgrund verschwinden lässt.



Wir befinden uns hier in der Endphase der alten Bundesrepublik, die ihres ewigen Weitermachens müde wurde. Der «kollektive Freizeitpark», dem sich Helmut Kohl ausgesetzt fühlte, hatte keine Antwort auf die Frage nach seinem Daseinszweck. In dem Gefühl, dass sich alles einfach nur so hinzog, bestand kein großer Unterschied zwischen der Bundesrepublik und der DDR. Hans Magnus Enzensberger erging sich in «Portugiesischen Grübeleien», Karlheinz Stockhausen arbeitete weiter an seinem «Lichtzyklus» und Wim Wenders träumte von einer «Liebe jenseits der Wolken». Bis dann plötzlich eine «unerhörte Gegebenheit» alles öffnete und nichts in Frage stellte. Man weiß nicht, ob der durch und durch bundesrepublikanische Soziologe Luhmann diese Risse in der Mauer spürte, er wusste aber, dass die moderne

Abb. 1

«Woran sieht man, dass es sich um ein Loch und nicht um einen Kleck handelt?»

Auszug des Manuskripts
«Schwarze Löcher, schwarze Kleckse».



Abb. 2
Frederick Bunsen,
«Ohne Titel», 1991,
112 cm x 92 cm, Acryl,
verschiedene Buntstifte
auf Büttenpapier.

Gesellschaft des Nachkriegs sich nicht in sozialen Subsystemen gliedert, sondern in soziale Systeme zerfällt. Die ironische Bundesrepublik lebte aus dem Geist der ewigen Wiederkehr, Luhmann und seine Generation rechneten freilich immer auch mit der zufälligen Katastrophe.

Luhmann, der sich in seiner Soziologie der Kunst so gut wie nie mit einzelnen Kunstwerken beschäftigt, demonstriert an den abstrakten, an das «Informel» eines Emil Schumachers oder Hans Hartungs erinnernden Versuchen eines vergleichsweise unbekannten Künstlers, welche Kunst ihn persönlich zu beschäftigen vermöge. Es ist eine Kunst der reflexiven Meditation über die Tatsache, dass etwas ist und nicht «nicht» ist und wir deshalb nur wahrnehmen, was wir wahrnehmen, und nicht, was wir nicht

wahrnehmen. Hier überwindet Luhmann das operative Vertrauen der Gestalttheorie, die auf die automatische Vervollständigung der Welt in der Wahrnehmung von vorne und hinten zielt, um so in der Anschauung solcher Bilder mit schwarzen Löchern der Unvollständigkeit der Welt zwischen System und Umwelt inne zu werden. Es handelt sich bei der Welt nicht um einen endlosen Verweisungszusammenhang, sondern um einen leeren Raum, in dem in jedem Moment etwas Unwahrscheinliches auftaucht, was sein und nicht sein kann.

In der Krümmung des kosmischen Raumes steckt ein ontologischer Schrecken, der vielleicht in der Kunst, die einen auf die Unzugänglichkeit der Wahrnehmung spezialisierten Code offeriert, auszuhalten ist. Jedenfalls als moderne Kunst, die der Mimesis abschwört, indem sie diese durch Kommunikation ersetzt. Auf der Suche nach einer anderen Tiefe als der des Raumes zeigt sich der Gesellschaftstheoretiker mit dem tradierten Wort «Bild» nicht glücklich, aber er gesteht, dass er es nicht durch ein besseres Wort ersetzen könne. Gerade deshalb erfreut er sich 1988 in dem Atelier von Frederick Bunsen, wie er in einer anderen kleinen Vignette «Ohne Titel» notiert, an den tatsächlichen Versuchen des jungen Künstlers, sich die «Authentizität der malerischen Operation im Nichtblick auf den Blick des Beobachters zu bewahren» (*Abb. 2*).³ «Konzentration auf den Moment mit Offenheit für Weitermachen und Zerstören.»⁴ Die geschlossenen Kreise der Reflexion werden aufgebrochen, wenn man etwas tut oder lässt, ohne dabei darüber nachzudenken, wer man ist und wie man beobachtet wird.

Kunst war für Niklas Luhmann offenbar nicht nur der Beweis für die Bedingungen der Unmöglichkeit eines absoluten Wissens aus Reflexion und Begriffsarbeit, sondern immer auch Fluchtpunkt eines Lebens, das in der Lage ist, vor das Bewusstsein zu kommen. «Nun ja, was denn sonst?»⁵

3 https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/manuskripte/manuskript/MS_0778. Erstpublikation in: AL Galerie Stuttgart (Hrsg.): Frederick D. Bunsen, Vâc 1993, S. 4 f. Aufgenommen in: Luhmann: Schriften zur Kunst und Literatur, S. 296 ff.

4 Ebd.

5 Ebd.

Loriot zum 100. Geburtstag

- 1 Dirk Baecker/Georg Stanitzek (Hgg.): Niklas Luhmann. Archimedes und wir. Interviews, Berlin 1987; Wolfgang Hagen (Hg.): Warum haben Sie keinen Fernseher, Herr Luhmann? Letzte Gespräche mit Niklas Luhmann, Berlin 2004.
- 2 Loriot: Bitte sagen Sie jetzt nichts. Gespräche, Zürich 2011, S.12.
- 3 Vgl. Notizzettel von Hans Blumenberg («Zeitgenosse») in dieser Ausgabe, S. 55.
- 4 Vgl. Matthias Junge: Mit Loriot zu Luhmanns systemtheoretischer Konzeption von Liebe, in: Yvonne Niekrenz/Dirk Villanyi (Hgg.): LiebesErklärungen. Intimbeziehungen aus soziologischer Perspektive, Wiesbaden 2008, S.136–146; Lynn Schwamberg: Die doppelte Kontingenz und ihr Einfluss auf Kommunikation. Eine Analyse am Beispiel von Loris Sketch «Herren im Bad», 2015, URL: <https://www.grin.com/document/1000541>
- 5 Niklas Luhmann: Soziale Systeme, Frankfurt/M. 1984, S. 430.
- 6 Vgl. auch den Beitrag von Detlef Pollack, S. 67–76.

Auf die Frage, welche Kritiker er am meisten fürchte, antwortete Niklas Luhmann: «Die Dummen.»¹ Auf die Frage: «Welche menschlichen Eigenschaften können Sie am wenigsten ausstehen?», antwortete Loriot: «Die Dummheit.»²

Es ist offensichtlich: Niklas Luhmann (Jahrgang 1927) und Loriot (Jahrgang 1923) verbindet mehr als nur die Zeitgenossenschaft.³ Beide stellen die elementare Frage, wie Gesellschaft überhaupt möglich ist; beide interessieren sich für die Paradoxien doppelter Kontingenz und die Dilemmata wechselseitiger Erwartungserwartungen; beide wissen um die Unwahrscheinlichkeit gelingender Kommunikation, besonders zwischen Mann und Frau.⁴ Denn beiden ist klar, dass «von der Person keine sicheren Erkenntniswege in die Tiefe des psychischen Systems führen, sondern dass alle Versuche, den anderen wirklich kennenzulernen, im Bodenlosen [...] versinken».⁵ Beide erheben mit gutem Grund den Anspruch, dass ihre Theorien auf alle sozialen Sachverhalte anwendbar sind, seien es Skatrunden, Sportveranstaltungen, Parlamentsreden oder Familienfeiern. Beide schätzten Präzision, Ordnung, Höflichkeit, Takt und die segensreiche Wirkung von Konventionen. Beide waren unübersehbar habituell verwurzelt in der bundesrepublikanischen Gesellschaft der 1970er und 80er Jahre, aber fanden auch in der DDR interessierte, junge Leser.⁶

Beider Werke sind außerordentlich deutsch und in andere Sprachen eigentlich schlechthin unübersetzbar. Beide wurden als politisch konservativ missverstanden, während sie doch diese Kategorie dekonstruiert haben. Einige willkürlich herausgegriffene Beispiele mögen den Leserinnen und Lesern die Parallelität beider Werke vor Augen führen.

Bildnachweis:

Abb. 1–5: Aus: Loris Heile Welt, © 1973, 1983 Diogenes Verlag, Zürich. Mit herzlichem Dank an Susanne von Bülow (Studio Loriot) für die Erlaubnis zum Abdruck der Zeichnungen.

Barbara Stollberg-Rilinger

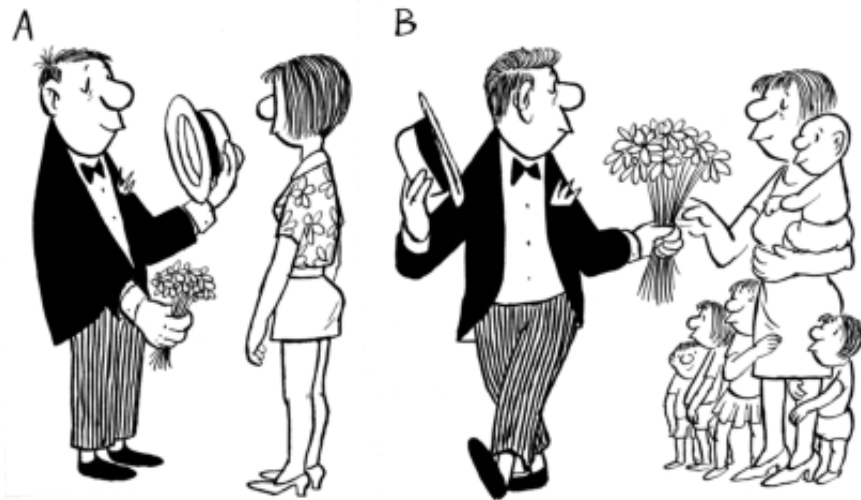
Die harmonische
Familie

2



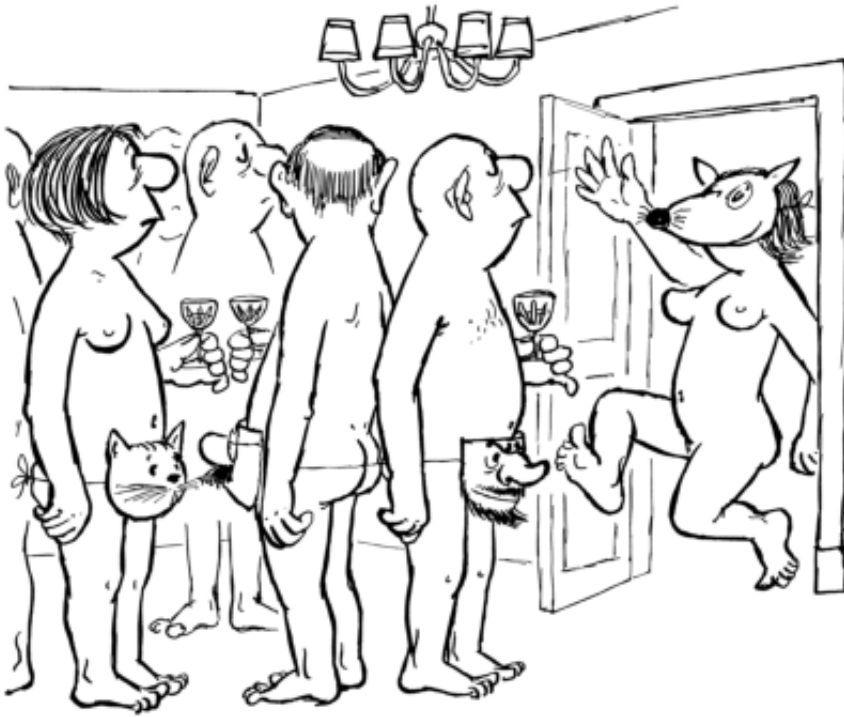
Erst das freiwillige Einordnen macht eine Gemeinschaft möglich.

«Da wir Sozialisation als Folge von Interpenetration für den Menschen begriffen hatten, können wir auch sagen: Die Interpenetration reproduziert sich nicht ohne weiteres, nicht einfach aus sich selbst heraus; sie bedarf der Intentionalisierung als Erziehung [...]. Vor diesem Hintergrund wird dann die ›moralische Erziehung‹ zum Problem. Vor diesem Hintergrund – das heißt auf Grund der Erfahrung, daß weder die Gesellschaft durch Moral noch die Sozialisation durch Erziehung unter Kontrolle gebracht werden kann.»(Luhmann: Soziale Systeme, S. 344) Der hier abgebildete Fall ist ein schönes Beispiel dafür, dass es gelegentlich auch anders sein kann.



Zum Ausklang des Flirts empfiehlt sich ein hübscher Blumenstrauß entsprechender Größe. Er fällt bescheidener aus nach Beendigung einer kurzen Beziehung (A), aufwendiger nach einem Flirt von längerer Dauer (B).

«Neben sprachlicher gibt es aber auch nichtsprachliche Kommunikation als Hilfsmittel der Interpretation des gesprochenen Wortes und als eigenständige Sinnübermittlung, und gerade in Angelegenheiten der Liebe sind nichtverbale Kommunikationsweisen wichtig und unentbehrlich. [...] Man kann in den Kommunikationsweisen der Liebe Unsagbares zum Ausdruck bringen, Gesagtes verstärken oder abschwächen, bagatellisieren oder durchkreuzen, kann Missverständnisse ausgleichen und Entgleisungen durch einen Wechsel der Kommunikationsebene korrigieren.» (Niklas Luhmann: Liebe. Eine Übung, Frankfurt/M. 2008, S.12 f. und S. 47)



Völlig mißverstanden hatte ein Fräulein Wesendonk die Karnevalsbräuche des Düsseldorfer Freikörperkulturverbandes. Sie wurde nie wieder eingeladen.

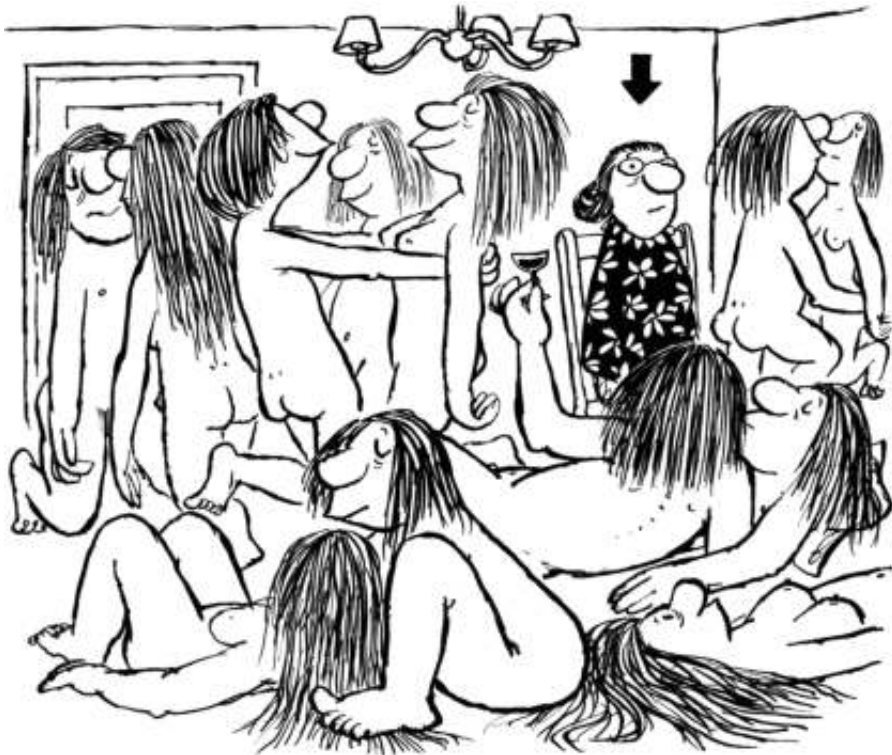
«Erwartungserwartungen veranlassen alle Teilnehmer, sich wechselseitig zeitübergreifende und in diesem Sinne strukturelle Orientierungen zu unterstellen. [...] Die Reflexivität des Erwartens ermöglicht ein Korrigieren (und auch ein Kämpfen um Korrekturen) auf der Ebene des Erwartens selbst. Das ist ein kaum zu überschätzender Vorteil, denn Erwartungen geben den Strukturen einen revidierbaren Inhalt.» (Luhmann: Soziale Systeme, S. 414) Eine Korrektur des Erwartens hat im oben abgebildeten Fall offensichtlich nicht stattgefunden.

Arbeitsplatz



An Ihrer Arbeitsstätte machen Sie durch neuartige Bearbeitung des trockenen Aktenmaterials aus zähflüssiger Bürozeit angenehme Stunden dienstlicher Kurzweil.

«Nachdem auf seiten der Organisation die Beschränkung der wissenschaftlichen Forschung auf die formal normierten Verhaltensaspekte aufgegeben worden ist, läßt sich das erweiterte Repertoire an Verhaltensmöglichkeiten des Menschen in der Organisation nicht länger ignorieren und die Frage nicht länger abweisen, nach welchen Gesichtspunkten das Organisationsmitglied unter den Verhaltensmöglichkeiten wählt, die ihm die Organisationsstruktur faktisch eröffnet.» (Niklas Luhmann: Die Grenzen der Verwaltung, Berlin 2021, S.179)



Taktisch richtig handelte Untermieter Erwin Sch. (vorn Mitte), der zu einer Feier im engsten Kreise auch seine Wirtin (Pfeil) eingeladen hatte.

«In einer schon spezifizierten Umwelt gewinnen Bereiche, die noch unspezifiziert sind, besondere stimulative Relevanz; und daraufhin ist es dann nicht bloß Zufall, wenn Körper in ein Zusammenspiel wechselseitiger evozierter Spezifikation eintreten.» (Luhmann: Soziale Systeme, S. 333)

Luhmann in Leipzig

An einem nasskalten Dezembertag des Jahres 1984 ging ich durch die trostlosen Straßen Leipzigs – unterm Arm ein kleines Paket, wohlverschnürt, um es auf der Post aufzugeben. Es enthielt meine Dissertation, an der ich in den letzten zwei Jahren gearbeitet hatte. Im Herbst hatte ich sie an der Theologischen Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig verteidigt. Sie sollte in den Westen nach Bielefeld gehen, genauer nach Oerlinghausen. Die Adresse hatte ich in der Deutschen Bücherei im *Who is who* gefunden: Marianne-Weber-Str. 13. Dort wohnte der Mann, dessen religions- und gesellschaftstheoretischen Schriften mich in den letzten zwei Jahren in intellektuelle Aufregung versetzt hatten.

Eigentlich hatte mir mein Doktorvater ein anderes Thema aufgegeben: die Aufarbeitung der neu aufflackernden Diskussionen um den Begriff der «Religion» in der Theologie sowie in der Religionspsychologie, der Religionswissenschaft und der Religionssoziologie. An die Bearbeitung dieses nicht zu bewältigenden Themas hatte ich mich sofort brav herangemacht. Nach wenigen Monaten hatte ich mich durch Pannenberg, Rendtorff und Rössler durchgekämpft. Auch Luckmann war bereits einigermaßen erledigt. Dann kam ich zu Luhmann – und blieb bei ihm hängen. Was ich las, kam mir so ungewohnt, gewagt und eigenwillig vor, dass ich nie sicher war, ob ich es richtig verstanden hatte. Ein Zentralmassiv an ausgefallenen Begriffen und Unterscheidungen erstand vor mir. Ich musste weiterlesen, um mich zu vergewissern. Aber die Sache wurde mit jeder Seite Lektüre eher komplizierter als einfacher. Es erging mir wie beim Besteigen eines Berges: Kaum hatte man die Wegbiegung, hinter der man den Gipfel vermutete, genommen, taten sich neue Höhen auf. Ein Ende der Anstrengungen kam nicht in Sicht.

Ich sann auf Hilfe. An der Sektion «Marxismus-Leninismus» – oder wie auch immer sie hieß, vielleicht auch «Wissenschaftlicher Kommunismus» – gab es eine Professur für «Bürgerliche Soziologie». Ich verabredete mich mit der Lehrstuhlinhaberin. Das Gespräch war kurz. Bereits nach wenigen Sätzen war mir klar, sie hatte nicht eine Zeile von Luhmann gelesen. Im Westen, so viel wusste ich, galt Luhmann als konservativer Technokrat. Ich hatte die Verrisse von Christian Sigrist, Hans Jürgen Krysmanski und anderen studiert. Aber ich konnte nichts «Konserva-

tives» in den Schriften Luhmanns entdecken. Was meinten die Kritiker? Es gab Anklänge an das hegelianische Systemdenken, aber war Luhmanns Drehung der Blickachse von Letztbegründungen auf funktionale Bezugsprobleme nicht eher das Gegenteil eines wertkonservativen Denkens? Mich faszinierte die Luhmann'sche Verwandlung von Dualismen wie Subjekt und Objekt in Differenzen wie «System» und «Umwelt», für deren Vermittlung die Relationierung des Unterschiedenen ausreicht. Angenehm hob sich sein Differenzdenken vom Marxismus ab, der in den als «unentfremdet» unterstellten Verhältnissen des Sozialismus die Existenz von etwas so Systemfremden wie Religion nur leugnen oder bekämpfen konnte. Die Einordnung der Systemtheorie in die soziologische Theorielandschaft der Bundesrepublik bereitete mir Probleme. Ich hatte nicht Soziologie, sondern Theologie studiert und war mit dem sozialtheoretischen Denken des Westens wenig vertraut. Mein Doktorvater, Hans Moritz, ein Tillich-Experte, der allerdings seit Jahren kaum mehr etwas publiziert hatte, erklärte, «ach, die da drüben, das sind doch alles Interaktionisten». Er hatte also auch nichts von Luhmann gelesen, denn dass Luhmann seine systemtheoretische Argumentation in Abgrenzung von allen auf Personen als Handlungsträger abstellenden Ansätzen entwickelt hatte, konnte niemandem, der auch nur wenig von ihm zur Kenntnis genommen hatte, verborgen geblieben sein.

Auf einen Artikel, der abseits vom Lagerdenken Luhmanns Ansatz in einen weiteren Horizont einzuordnen versprach, wurde immer wieder verwiesen: auf Wolf Lepenies' Auseinandersetzung mit der Debatte zwischen Habermas und Luhmann, die die beiden Sozialtheoretiker 1971 bei Suhrkamp in dem Band *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* ausgetragen hatten. Im Gegensatz zu den Büchern Luhmanns, zu denen ich in der Deutschen Bücherei freien Zugang hatte, war dieser Aufsatz gesperrt; er war in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschienen, dem in der DDR verfemten reaktionären Sprachrohr spätbürgerlicher Dekadenz.¹

Um den Zeitungsartikel lesen zu können, bedurfte es der Bestätigung des betreuenden Professors, dass die Lektüre für die Verfassung der Dissertation unerlässlich sei. Mit diesem Nachweis

1 Wolf Lepenies: Alteuropäische Tradition und die Frage: Ist Systemtheorie eine Ideologie?, in: FAZ vom 12. Oktober 1971.

war es mir erlaubt, mich in den vom öffentlichen Publikumsverkehr der Bücherei abseits gelegenen «Giftturm» zu begeben, um dort in einem kleinen Leseraum auf die gefährliche Lektüre zu warten. Ich war nicht der Einzige, der dort Platz genommen hatte. Wir beobachteten uns verstohlen. Ein Gefühl von subversiver Komplizenschaft wollte nicht aufkommen. Eher die Angst, dass man hier viel falsch machen konnte und der nahe geglaubte Zugang zur *FAZ* einem aufgrund einer unbedachten Geste vielleicht doch noch im letzten Augenblick verwehrt wurde. Zwei Meter von mir entfernt lagen mehrere Ausgaben des *Spiegel*, die ich gern zur Hand genommen hätte. Ich ließ sie unberührt liegen, um das mir eingeräumte Privileg nicht zu gefährden. In dem Artikel von Lepenies las ich, dass die Debatte nach sportlichen Kriterien wohl «8:7» für Luhmann ausgegangen sei. Um Luhmann verstehen zu können, war es also ratsam, auch noch die offenbar gewichtigen Gegenargumente seines Widersachers zu studieren. Außerdem war von «sanfter Polemik» die Rede – so etwas gab es also – sowie von «alteuropäischem Denken». Handelte es sich dabei um etwas Gutes oder musste das überwunden werden?

Mit größter Unsicherheit schickte ich meine Dissertation an Luhmann und rechnete im Übrigen fest damit, dass mein kleines Paket über die Stadtgrenze nicht hinausgelangen und in den schwarzen Löchern eines Leipziger Dezembers verschwinden würde.

Vier Wochen später hielt ich Luhmanns Antwortbrief in Händen. Er würdigte meine Arbeit in einer mich beglückenden Weise. Bevor er auf einige meiner kritischen Argumente einging, die ich mir mühsam zusammengesucht hatte, erklärte er, es sei ihm nicht bewusst gewesen, in welchem Maße er sich bereits in den 1970er Jahren – also vor seiner autopoietischen Wende – einer selbstreferentiellen Logik bedient habe. Später fiel mir immer wieder einmal auf, dass er sein Denken wie einen ihm fremden Gegenstand von außen beobachtete. In der Folge entspann sich ein kleiner Briefwechsel, in dem ich ausführliche Überlegungen über dieses und jenes anstellte und er in verlässlicher Weise, meist kurz, zur Sache antwortete. Die Briefe waren Botschaften aus einer anderen Welt, geschrieben auf hochwertigem Papier und jedes Mal versehen mit dem ebenso einschüchternden wie

schlichten Briefkopf «Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie». Ich stellte mir vor, dass er beim Diktieren der Briefe auf dem Balkon seines Hauses in Oerlinghausen saß – irgendwo hatte ich gelesen, dass er es liebte, in der Sonne zu arbeiten – und nach dem Diktat der zu erledigenden Post schnell wieder an seine Schreibmaschine zurückkehrte, an der seine Bücher entstanden.

Irgendwann, vielleicht nach einem Jahr, hatte ich die Idee, Luhmann zu einem Vortrag nach Leipzig einzuladen. Gastvorlesungen westdeutscher Professoren an der Theologischen Fakultät waren nichts Ungewöhnliches. Hans Küng, Günter Brakelmann, Heiko Oberman und andere damals bekannte Theologen waren schon zu Besuch gewesen. Mein Chef, der gleichzeitig Dekan war, hatte keine Einwände. «Machen Sie nur.»

Wie man einen renommierten Soziologen aus dem Westen nach Leipzig einzuladen hatte, wusste ich nicht. Zum Glück gab es Formulare, die auszufüllen waren, um den Gang durch die sozialistischen Genehmigungsverfahren gehen zu können. Das größte Problem bestand darin, wie ich begründen sollte, dass gerade der Theoretiker des absterbenden Imperialismus zu uns an die Karl-Marx-Universität kommen sollte, an der seit einigen Jahrzehnten doch die geschichtsphilosophisch verbriefte Wahrheit die Macht errungen hatte. Ich presste mir allerlei gewundene Formulierungen ab, die in der Aussage kulminierten, dass der Theoretiker des Spätkapitalismus, den er freilich als eine funktional differenzierte moderne Gesellschaft beobachtete, dem Sozialismus «aufgeschlossen» gegenüberstehe.

Wir erhielten die Genehmigung. Mündlich. Was sie ermöglicht hatte, entzieht sich meiner Kenntnis. Luhmann selbst hatte schon lange zuvor zugesagt. Der Tag seines Vortrags rückte näher. Als eine Woche vor dem Termin das Visum noch immer nicht in Bielefeld war, wurde ich bei dem für «Internationales» zuständigen Referenten, einem gewissen Herrn Martin, vorstellig und fragte, ob mit der Zustellung des Visums demnächst zu rechnen sei. Er verwickelte mich in ein längeres Gespräch, in welchem ich die Einladung Luhmanns noch einmal politisch zu begründen hatte. Die Übersendung des Visums erschien nun nicht länger als ein bloßer Verwaltungsakt, sondern als eine Frage des Klassenstandpunkts. Wie Luhmann mir im Nachhinein

erzählte, traf das Visum tatsächlich erst einen Tag vor seiner Abreise ein.

Inzwischen hatte ich mit den bescheidenen Mitteln, die mir zur Verfügung standen, die Werbetrommel gerührt, Briefe verschickt und wohl auch den einen oder anderen angerufen. Darüber hinaus hatte ich zur Vorbereitung auf das große Ereignis im unmittelbaren Vorfeld ein Wochenendseminar zu Luhmanns Religionstheorie angeboten, zu dem sich etwa zwölf Studentinnen und Studenten und außerdem ein Repetent des benachbarten Theologischen Seminars, das in kirchlicher Trägerschaft stand, eingefunden hatten. Um die Zuhörerschaft über den Kreis der Theologenschaft hinaus zu erweitern, gab ich am Tag vor dem Vortrag dem Techniker, der für die in der gesamten Universität aufgestellten Monitore verantwortlich war, einen auf der Schreibmaschine geschriebenen Zettel mit der Ankündigung des Vortrags: «Niklas Luhmann, Bielefeld: Ausdifferenzierung der Religion. Vortrag in der Sektion Theologie, Emil-Fuchs-Str.1, Donnerstag den 5.6.1986, 10 Uhr c.t.» Natürlich hätte ich dafür bei der Universitätsleitung um Erlaubnis fragen müssen. Dass ich sie bekommen würde, hielt ich für unwahrscheinlich. So flimmerte über mehrere Stunden die Ankündigung der Vorlesung von Luhmann über die Monitore der Universität. Dann war sie verschwunden. Ich vermutete Herrn Martin dahinter und wunderte mich, dass – wir befinden uns in der Zeit des Spätsozialismus – die Zensur noch immer ganz gut funktionierte.

Am Nachmittag des 4. Juni stand Luhmann vor meiner Wohnungstür. Er war sonnengebräunt, blickte mich aus seinen großen Brillengläsern ein wenig irritiert an und sah im Übrigen genauso aus, wie ich ihn von Bildern kannte. Unter seinem fischgrätengemusterten Jackett trug er eine Weste. Oder trug er die nur auf den Bildern? Ob er nach der langen Fahrt die Toilette benutzen wolle? Ob er etwas essen oder trinken wolle? Ich mühte mich um ihn. Er war entspannt. Als wir schließlich saßen, berichtete er, dass er am Morgen zunächst einmal nach Erfurt gefahren sei, um zu sehen, was von den Spuren Bonifatius' noch übrig geblieben sei. Es sei sein erster offizieller Besuch in der DDR. Seine Auseinandersetzung mit Habermas, auch wenn sie vielleicht das Bekannteste unter seinen Arbeiten sei, könne er als

Zugang zur Systemtheorie eigentlich nicht empfehlen. Der Unterschied zu Habermas ließe sich schon daran erkennen, dass die Bücher von Habermas Namensregister enthielten, die seinen aber Sachregister. Dann ging es um meine Dissertation. Ja, er habe sich darum bemüht, sie bei Suhrkamp unterzubringen. Doch die hätten abgelehnt, da dort gerade erst der Band von Michael Welker über seine Religionstheorie erschienen sei. Auch bei Kaiser habe es nicht geklappt. Luhmann erzählte vom Bau seines Hauses in Oerlinghausen «am Rande des Teutoburger Waldes», natürlich auch vom Zettelkasten.

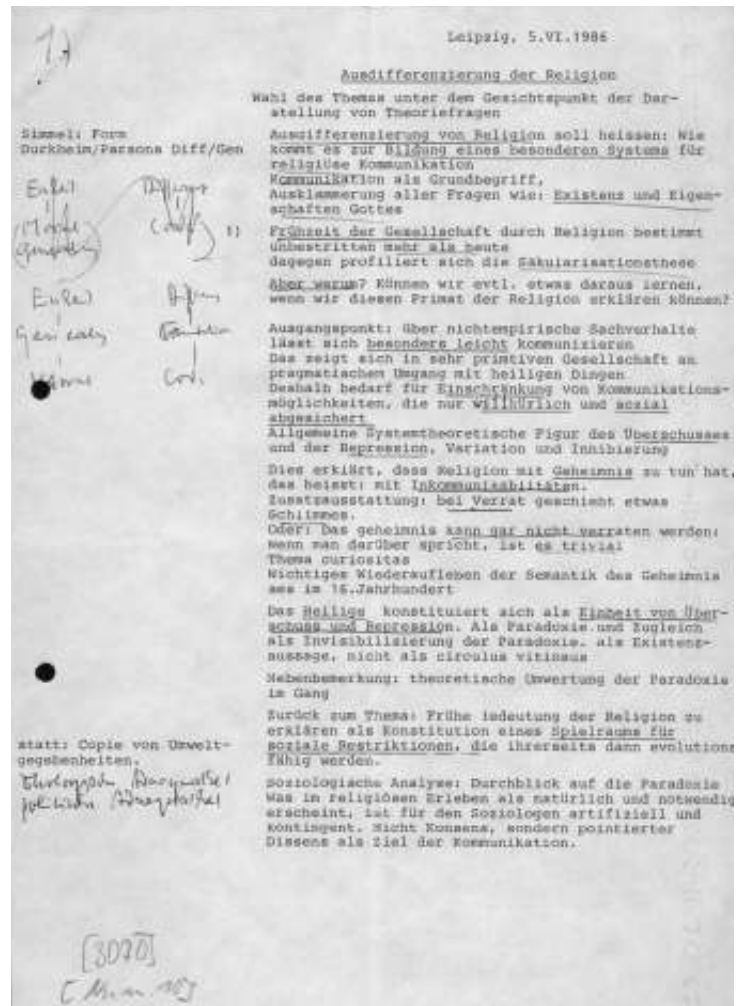
Wir gingen in eines der vornehmen Restaurants am Ring. Luhmann hörte nicht auf, mich zu unterhalten. In Italien würden sich vor allem die Kommunisten für seine Theorie interessieren. Weil Streik war, hätten sie ihn eines Tages sogar im Schützenpanzerwagen zur Tagung gefahren. Als er sein Essen bestellte – «Gänsebraten» – meinte er, das Fleisch könne durchaus auch etwas fettiger sein, und als der Ober schon abdrehen wollte, fügte er hinzu, «aber nicht zu fettig». Ich hielt es für geraten, ihm zu erklären, dass man auf ausgefallene Wünsche hier eher nicht vorbereitet sei. «Ja? Ich hatte gar nicht diesen Eindruck.» Auch sagte ich ihm, dass ich nicht einschätzen könne, mit wie vielen Zuhörern wir morgen rechnen könnten. «Wenn ich auftrete, sind die Säle eigentlich immer voll.» Nach dem Essen fuhren wir mit seinem Volvo ins Diakonissenhaus. Dort hatte ich ein Zimmer für ihn gebucht. Es war ein Zweibettzimmer. «Hm, vielleicht kommt noch einer.»

Am nächsten Morgen holte ich ihn vom Diakonissenhaus ab, um ihm den Weg zur Theologischen Fakultät zu zeigen. Er hatte nichts dagegen. «Holen Sie mich ab. Dann haben Sie mich.» Im Auto stapelten sich seine Bücher, mehrfach *Soziologische Aufklärung*, erster Band, die ich gleich weiterverschenken konnte, einmal *Soziale Systeme*, das ich noch nicht gelesen hatte und nicht besaß. Ein Exemplar von *Soziologische Aufklärung*, zweiter Band, enthielt eine Widmung «Mit besten Wünschen N.L.»

Der Vortragssaal war gerappelt voll, 150 bis 200 Leute. Einige standen an den Wänden. Manche waren eigens aus Berlin gekommen. Irgendwie hatte sich über die informellen Kanäle der zentral gesteuerten Organisationsgesellschaft herumgespro-

Abb. 1

«Das Heilige konstituiert sich als Einheit von Überschuss und Repression.»
Auszug aus Luhmanns Stichworten zu Sankt Niklas' Vortrag «Ausdifferenzierung der Religion», Leipzig, 5. Juni 1986.



- 2 https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/manuskripte/manuskript/MS_3070. Ausgearbeitet finden sich Überlegungen aus Niklas Luhmanns Leipziger Vortrag schon in dem Band: Funktion der Religion, Frankfurt/M. 1977.

chen, dass Luhmann kommt. In seiner distanzierten Art eröffnete er den Vortrag mit der Bemerkung, es sei doch schon verwunderlich, dass es heute leichter sei, von Bielefeld nach Mailand oder Tokio zu fahren als ins nahe gelegene Leipzig. Das Publikum zeigte keine Reaktion. Inhaltlich setzte er ein mit Durkheim, der seine Theorie von der Frage nach der Einheit der Gesellschaft her entwickelt habe. «Ich wollte probieren, ob es vielleicht auch mit Differenz geht.» Dann ergäben sich daraus andere Fragen, etwa die, worin die Funktion der ausdifferenzierten Teilsysteme bestehe, oder die, was ihr interpretativer Code sei. Auf einmal brauchte er Kreide, um die Gegenüberstellung der beiden gedanklichen Linien an die Tafel zu werfen. Er hielt seinen Vortrag völlig frei. Zuweilen warf er einen Blick auf seine wenigen Notizen, die vor ihm lagen, aber man hatte nicht den Eindruck, dass er sie wirklich benötigte (Abb. 1).² Im Gegensatz



zu seinen Schriften war sein Vortrag leicht nachvollziehbar, manchmal fast zu leicht, so hatte ich den Eindruck, denn als sein Jünger war ich natürlich daran interessiert, dass er hier sein imposantes Theoriegebäude entfaltete. Mit lockerer Hand präsentierte er seine Ideen, zuweilen eher beiläufig, als käme ihm der vorgetragene Gedanke gerade in den Sinn. Er sprach darüber, was das Kommunikationssystem Religion von anderen Kommunikationssystemen unterscheidet, dass in der Religion durch Bezugnahme auf den Code «immanent/transzendent» kommuniziert werde im Unterschied etwa zur Kunst oder zur Wissenschaft, in der die Kommunikation über «schön/hässlich» oder «wahr/unwahr» laufe. Er warf die Frage auf, was passiert, wenn die Transzendenz mit Gott bezeichnet werde, auf welche Weise dadurch neue Unterscheidungen provoziert würden, etwa die Unterscheidung zwischen Heil und Verdammnis, mit der möglicherweise Gott uns beobachtet, weshalb es naheliege, sich auch selbst mit dieser Unterscheidung zu beobachten. Er vertrat die Annahme, dass sich über Heiliges beliebig kommunizieren lasse

Abb. 2

Das Profane konstituiert sich als Einheit von Blumenstrauß und Barauszahlung. Für seine zweistündige Gastvorlesung erhielt Prof. Dr. Luhmann (Bielefeld) von der Karl-Marx-Universität 120 Mark (incl. 20 % Steuern).

- 3 Zum Ausklang des akademischen Vortrags empfiehlt sich bisweilen auch ein hübscher Blumenstrauß entsprechender Größe. – Vgl. die Zitatcollage im Beitrag von Barbara Stollberg-Rilinger in dieser Ausgabe (S. 63) entlang von Lorient-Zeichnungen zur «Erwartungserwartung» und den Hilfsmitteln nichtsprachlicher Kommunikation am Blumenbeispiel.

und der so entstehende Resonanzüberschuss dann wieder eingeschränkt werden müsse, und schloss mit der Bemerkung, die Theologie möge weniger auf die Verschmelzung von Religion mit Moral und daraus folgende Appelle setzen, als sich für das semantische Potential offenhalten, das im Arbeiten mit Unterscheidungen liege. All das wirkte hochspekulativ und anregend, provozierte aber auch einige der Theologen. Die Aussage, über Heiliges ließe sich unbekümmert kommunizieren, erregte Ärger. Einer der Professoren beschwerte sich bei mir nach der Vorlesung. Als ich Luhmann am Abend davon berichtete, meinte er, er würde die Theologen gern ein wenig herausfordern.

Am Nachmittag dann dreistündige Nachbesprechung der Vorlesung mit etwa 30 bis 40 Interessierten. Gleich zu Beginn der Diskussion meldete sich der schon bekannte Herr Martin zu Wort und versuchte, mit seinen Einwänden das «umweltoffene» Systemkonzept Luhmanns zu Fall zu bringen. Für fast eine Dreiviertelstunde okkupierte er das Gespräch. Seine klassenkämpferische Attitüde empörte mich. Wie konnte er es wagen, meinen Meister so zu attackieren! Luhmann sagte lapidar zu mir, «aber er hatte doch berechnigte Fragen». Ich beschloss den Disput mit der Bemerkung, dass wir «Offenheit» und «Geschlossenheit» zusammendenken müssten und dass wir von Luhmann lernen könnten, wie so etwas geht. Die Diskussion öffnete sich. Es kamen Fragen zum universellen Geltungsanspruch der Religion, zur funktionalen Analyse von Religion, die einen solchen Geltungsanspruch doch relativiere, und ganz allgemein zum Verhältnis von Theologie und Soziologie. Nur meine Studentinnen und Studenten wagten sich nicht mit eigenen Fragen vor. Sie wollten sich nicht blamieren. Eine von ihnen überreichte Luhmann am Schluss einen Blumenstrauß (*Abb. 2*).³

Auch das nahm Luhmann höflich zur Kenntnis. «Nach einer wissenschaftlichen Diskussion erhält man gewöhnlich keinen Blumenstrauß». Mit meiner Gruppe machten wir noch einen kleinen Stadtbummel. Als wir am Opernplatz standen, sagte er plötzlich – «die sechsspurigen Straßen wirken ja fast wie eine Großstadt». Ja, was denn sonst, dachte ich trotzig: Natürlich war Leipzig eine Großstadt und doch wohl mit einer bedeutenderen Geschichte als Bielefeld.

Auf meine Frage, was es ihm ermögliche, über so unterschiedliche Themen wie Verwaltung, Religion, Recht, Vertrauen, Macht oder auch Liebe zu publizieren, antwortete er nur mit einem einzigen Wort: «Theorie». Ich versuchte, weitere Fragen zu platzieren, bevor wir uns am Abend mit meinem Doktorvater und einigen anderen zum Abendessen trafen. Auch dort unterhielt Luhmann unsere kleine Gesellschaft, erzählte von seinen Reisen in alle Welt, über den Innenraum des Kapitalismus, über die Sekundenschnelle, in der an der Börse hohe Geldsummen den Besitzer wechselten, darüber, dass er jedem seiner drei Kinder ein Auto geschenkt habe – «das gehört zur Grundausstattung» –, dass er gern in der Wüste wandern gehe und wie schwierig es angesichts der wandernden Sonne sei, aus der Wüste auch wieder herauszufinden.

Bevor wir uns nach dem Essen verabschiedeten, musste noch der Blumenstrauß, der inzwischen Wasser in einer Milchflasche gefunden hatte, entsorgt werden. Ich stellte die Flasche mit den Blumen kurzerhand auf den Bürgersteig und erklärte, dass hier so etwas niemanden stören würde. Hier fühle man sich für öffentliche Belange, etwa den Zustand der Straßen, nicht verantwortlich. Und Luhmann ergänzte, aber wie es in den Wohnungen aussieht, das interessiere die Leute. Auf einmal fragte ich mich, was das eigentlich bedeutet: «großstädtisch». Doch da war er bereits ins Auto gestiegen, um zurück zu seiner Übernachtung zu fahren. Die verfallenden Häuser blickten mich trostlos an, vielleicht noch etwas trostloser als sonst. Es hätte mich nicht gewundert, wenn jetzt Herr Martin um die Ecke gekommen wäre.

Bildnachweis:

Abb.1: Universität Bielefeld –

Abb. 2: Universitätsarchiv Leipzig.

Mit Dank für den Hinweis an

Axel-Wolfgang Kahl.

Nachruf auf die Bundesrepublik

Auch Luhmann ist dabei

- 1 Niklas Luhmann an Henning Ritter, 12. Juni 1990. «Sie hatten mich mehrfach um einen Beitrag zum rechten Seitenstreifen Ihrer geisteswissenschaftlichen Seite gebeten, und ich hatte immer gezögert, etwas aus der Schwerkost der Systemtheorie zu offerieren.» Im Archiv (ZK II) findet sich ein Bibliographiezettel zu *Lezioni americane* («Fernleihe») mit Exzerpten auf der Rückseite («10 f. Leichtigkeit – auswerten für Medien»). Mit Dank an Johannes Schmidt.
- 2 In Turin hat Italo Calvino lange Zeit für Einaudi gearbeitet.
- 3 Niklas Luhmann: *Der Fußball*, FAZ, Geisteswissenschaften, N3, 4. Juli 1990. Zit. nach: Niklas Luhmann: *Short Cuts*, hrsg. von Peter Gente, Heidi Paris und Martin Weinmann, Frankfurt/M. 2000. S. 88–90.
- 4 Ebd., S. 89 f.
- 5 Luhmann an Ritter, 18. Juli 1990. Einer ideenhistorisch konturierten Anfrage für einen Artikel erteilte Luhmann eine Absage. «Ihre weiterreichende Bitte (...) würde mir schwerfallen, da ich an die Aussagekraft von Liberalismus und Sozialismus ohnehin nie recht geglaubt habe. Im Übrigen hat Staatssekretär Gauland genau unter diesem Motto zu einer Gesprächsrunde eingeladen. In dieser verkürzten Perspektive hat man nach dem Verschwinden des Sozialismus dann anscheinend nur noch die Optionen, dass es langweilig werden wird oder schlimm.» – Mit versteckten Grüßen an die Adressaten Habermas («schlimm»), Bohrer («langweilig») et al.

Im Sommer 1990 bricht das Spiel in die bundesrepublikanische Zeit ein. Die Wiedervereinigung fällt zusammen mit der Weltmeisterschaft in Italien und dem unaufhaltsamen Marsch von Kaiser Franz auf Rom. Der Boulevard hält die großen Buchstaben bereit, und Niklas Luhmann findet in der literarischen Lektüre leichte Kost für einen Zeitungsartikel. «Jetzt hat der Zufall», schreibt er an den Redakteur Henning Ritter, «daß ich während der italienischen Fußballleuphorie die *Lezioni Americane* von Italo Calvino lese, zu einem Einfall geführt.»¹

Mittwoch, 4. Juli 1990, Halbfinale gegen England in Turin, der «Klassiker».² Am Spieltag ist Luhmanns kleines Seitenstück in den «Geisteswissenschaften» der *Frankfurter Allgemeinen* zu lesen: «Der Fußball».³ Wie erklärt sich der Theoretiker das Faszinosum des Spiels mit einem runden Leder, das die Weltgesellschaft in Atem hält? Aus Calvinos Katalog der Überlieferung schneidet Luhmann die Begriffe «Leichtigkeit und Schwere» (*leggerezza, pesantezza*) heraus und baut daraus ein kleines Modell (*Abb. 1*). Das Aufflackern von «Stammesnationalismen», die Suche nach Bindungen markieren die eine Seite («Schwere»), die «Flüchtigkeit» der internationalen Finanzmärkte, die «elektronisch vermittelte Kommunikation» der «Massenmedien» die andere Seite der Unterscheidung («Leichtigkeit»). Der Fußball als «bistabiles System» verbindet beide Seiten. «Mehr als irgendeine andere Spezialität der Moderne eignet er sich dazu, die Einheit von Leichtigkeit und Schwere zu symbolisieren.»

Der Gelegenheitstext führt auf filigrane Weise Luhmanns *leggerezza* vor, mit einer formalisierten Figur ein Phänomen der Gesellschaft scharf herauszustellen, ohne daraus weitere Schlüsse zu ziehen. «Niemand wird erwarten, daß Probleme der skizzierten Art auf der Ebene ihrer Symbolisierung gelöst werden können.»⁴ So entsteht ein Wimmelbild der Welt um 1990 samt den politischen Umwälzungen einer Transformationszeit, die neueste Unübersichtlichkeit der Lage zwischen osteuropäischem Völkerfrühling und Nationalismus – für König Fußball mit leichter Hand geordnet in drei kleinen Spalten im Keller der «Geisteswissenschaften». Ein paar Wochen später sitzt Luhmann bereits an einem neuen Text für die Zeitung. Dieses Mal eine kleine Fingerübung, im Sommer der schwarz-rot-goldenen Glückseligkeit,



Abb. 1

Italo Calvino – «gilt als postmodern». Leichtigkeit aus dem Süden per «Fernleihe»: ein «Klassiker» (Toscana mia etc.) der Bundesrepublik. Der Soziologe fand um 1990 seinen Rückzugs- und Schreibort in Lecce (Apulien). Auch Luhmann in Arkadien. Bibliographiezettel: «Lezioni americane. Sei proposte per il prossimo millennio 1988... Milano, Garzanti»

zum Problem des unbefragten Fortlebens der alten westlichen, national halbierten Republik. Was ihm vorschwebte, schreibt Luhmann an den Redakteur mit feinem Sensorium für einen feuilletonistischen Titel, sei eine «Art Nachruf auf die Bundesrepublik». «Ich vermute (...), dass man die aufregenden Probleme, die sich für unsere Gesellschaft am Ende dieses Jahrhunderts stellen, mit einer ganz anderen Begrifflichkeit wird lösen müssen.»⁵

«Dabeisein und Dagegensein» – mit einem neu ausbalancierten redaktionellen Obertitel erscheinen Luhmanns «Anregungen zu einem Nachruf auf die Bundesrepublik» am 22. August 1990 in der FAZ.⁶ Wenige Tage vor der Unterzeichnung des Einigungsvertrages konstituiert sich bei Luhmann in einem Zeitungsartikel die alte Bundesrepublik noch einmal in der «Einheit» von Ja-sagen und Neinsagen. Gegen das «Siegergefühl» hält er gleich am Anfang des Artikels fest, dass nicht nur die DDR, sondern auch die Bundesrepublik an ihr «Ende» gekommen sei.⁷

Noch einmal ruft er eine intellektuelle Situation der Nachkriegszeit auf: all die theoretischen Entdeckungen, die erst der totale Schiffbruch des Dritten Reiches ermöglicht habe. «Die Nazis hatten es mit Blubo und Brausi, wie wir damals sagten, verdorben: mit Blut, Boden, Brauchtum und Sippe. Es blieb nur die eifrig zu manifestierende Scham. Und die Möglichkeit, etwas anderes einzufangen – etwa amerikanische Soziologie oder analytische Philosophie.»⁸ Diese «Zerstörung als Kapital» sei den künftigen «Erben» der Bundesrepublik nicht mehr gegeben. Der «Nachruf» ist Luhmanns Antwort auf das Problem «unreflektierter» Kontinuität.

6 Niklas Luhmann: Dabeisein und Dagegensein. Anregungen zu einem Nachruf auf die Bundesrepublik, FAZ, Geisteswissenschaften, N3, 22. August 1990. (Zit. nach: Short Cuts, S. 81–87.)

7 Ende August 1990 war Luhmann auf Vortragsreise in Brasilien. Nach der Rückkehr berichtete er von der kritischen Resonanz auf seine «unzeitgemäßen Betrachtungen». «Mich wundert das nicht. Ich habe sicher das Selbstgefühl vieler getroffen, die sich mit der Bundesrepublik identifizieren und sie zum Teil als ihr eigenes Werk ansehen.» Auch der Suhrkamp-Verleger meldete sich: «Herr Unseld wies mich eigens darauf hin, daß die Bundesrepublik noch keinen Krieg angefangen hat.» Luhmann an Ritter, 8. Oktober 1990.

8 Luhmann: Dabeisein und Dagegensein, S. 82.

9 «Das Ausmaß der Veränderungen im Weltganzen werden wir ja erst spüren wenn sie unsere eigenen Gewißheiten untergraben.» Ritter an Luhmann, 20. August 1990.

10 Luhmann: Dabeisein und Dagegensein, S. 84.

- 11 Vgl. Niklas Luhmann:
Alternative ohne Alternative.
Die Paradoxie der «neuen
sozialen Bewegungen»,
in: FAZ, 2. Juli 1986.
- 12 Luhmann: Dabeisein und
Dagegensein, S. 87.
- 13 Eine Luhmann-Frage zur
aktuellen Stunde: «Wo sollen
die riesigen Kapitalmittel
herkommen, die man für eine
radikale Umstellung der
Technologien – zum Beispiel,
aber nicht nur: der Energie-
erzeugung – im nächsten
Jahrhundert benötigen wird?»
Ebd., S. 85.
- 14 Ein paar kleinere «Abwei-
chungsverstärkungen» aus
unserer Jetztzeit kurz vermerkt
(Stand: August 2023): Die
«Alternative» hat sich (unter
«Brausi»-Beimischung) zu einer
Partei mit Sitz im Bundestag
verpuppt. Auf Demos gegen
das «System» finden sich heute
mehr Reichsbürger als
«Neomarxisten». Kanzler
Olaf Scholz hat in seinem
politischen Lebenslauf die Pole
«Dabeisein und Dagegensein»
(in zeitlich umgekehrter
Reihenfolge) im Portfolio. –
«Wir sind uns einig. Die
achtziger Jahre sind doch eine
Weile her. Wenn ich das richtig
memoriere, sind das vierzig
Jahre. Da ist schon viel
passiert.» (Harald Schmidt).
Vgl. ZIG, Heft XVI/4, Winter
2022 «Ironiefreie Zone»,
S. 60.
- 15 Luhmann hat 1970 «30 Jahre»
als «Laufzeit» für seine «Theo-
retische Arbeit» («Kosten:
keine») angegeben. Mit dem
Erscheinen der zwei schwar-
zen Bände «Die Gesellschaft
der Gesellschaft» kam die →

Dabei scheint die eigene Systemtheorie Bielefelder Provenienz von der Historisierung dominanter Haltungen und kommunikativer Bausteine der alten Bundesrepublik ausgenommen zu sein.⁹ Eingehüllt in die Wolke eigener Begrifflichkeit liest Luhmann den Zusammenbruch des Sozialismus und das Scheitern einer «ethischen Steuerung der Wirtschaft» nicht als Bestärkung der «sogenannten» freien Marktwirtschaft, sondern als Belegstelle für die eigene Fahne: «Eine Beobachtung der Wirtschaft durch die Politik anhand eigener Datenaggregationen oder gar eigener Produktionspläne», formuliert er eine Binse aus seinem Besteckkasten, «würde immer nur zur Information der Politik über sich selbst führen.»¹⁰ Wie das «Dabeisein» stabilisiere sich auch das «Dagegensein» in der Logik «paradoxe» Kommunikation.¹¹ Wer dagegen ist, ist immer auch dabei. Gegen den Gesinnungsstolz eines unter immer neuen «Themen» sich formierenden Milieus, den demokratischen Adel des Protestes, setzt der sanfte Polemiker feine Nadelstiche. «Man bleibt alternativ. Dagegensein verpflichtet».¹²

Wer Luhmanns «Nachruf» heute liest, fühlt sich in einer Zeitschleife gefangen. Wie in Helmut Kohls Silvester-Ansprache für das Jahr 1986, die ein Silvester später für das Jahr 1987 noch einmal ausgestrahlt wurde, scheint die Uhr in der Republik stehen geblieben zu sein. *The same Bundesrepublik as every year ...* Von der zentralen ökonomischen Frage der «Energieerzeugung»¹³ über die «Frühwarneffekte» der Ökologie bis zu den «Übersiedlern» innerhalb der Protestszene: Hat Luhmann hier etwa den Grundriss unserer Zeit schon mit wenigen Strichen gezeichnet?¹⁴ Zweifellos ist der Abgesang auf den mentalen Ballast (*pesantezza*), der sich zwischen Zustimmung und Kritik, Jasagen und Neinsagen in intellektuellen Stellungskämpfen der Bundesrepublik mit den immergleichen «Dualismen» aufgehäuft hat, ein Dokument hell-sichtiger Prognosekraft. Er ist ein starker Ausweis von Luhmanns politischer Intellektualität, auf deren Prämien er eigentlich nie besonders geschickt hat. Luhmanns Abgesang erzählt in der Matrix des August 1990 – «N.L., geb. in Lüneburg, 62 Jahre, Professor für Soziologie an der Reformuniversität Bielefeld» – zugleich aber auch von den No-Exit-Optionen des «Dabeiseins», an denen auch ein dem Getümmel enthobener Beobachter zweiter Ord-

nung, mit dem Immunitätsausweis gegen den Zeitindex, nicht so einfach vorbeidribbeln kann. Allen Abschieden zum Trotz hat das Projekt «Bundesrepublik» im Sommer 1990 eine Laufzeitverlängerung bekommen, die nun schon über dreißig Jahre dauert (Kosten: vorerst ausgeklammert).¹⁵

In den letzten Jahrzehnten gab es viele Nachrufe auf Kernbestände der Bundesrepublik. Es gab sie in allen möglichen Gesten und Schattierungen – als Unkenrufe auf den «Spätkapitalismus» oder in der liberalen Version der «Ruck-Rede» vom obersten Repräsentanten des Staates, als intellektuelle Begründungsprosa einer von «Bonn» sich emanzipierenden «Berliner Republik» (die von Leitartiklern auch schon wieder verabschiedet worden ist)¹⁶ und zuletzt als neue Staatsräson mit Namen «Zeitenwende». Aus Luhmanns beeindruckender autopoietischer Theoriearchitektur können wir lernen, dass auch der «Nachruf auf die Bundesrepublik» zur Kommunikation in der Bundesrepublik gehört.

Es sind die «weniger netten» Theorien, soll der Soziologe im «Raketenwinter 1983/1984» einmal zur Glossierung seiner eigenen Schriften gesagt haben, die erklären, «warum in fünf Minuten nicht alles zusammenbricht».¹⁷ Niklas Luhmanns «Nachruf auf die Bundesrepublik» vollführt eine feuilletonistische Übung in einem paradoxen Genre. Anscheinend liegt die Kontinuität der Bundesrepublik in regelmäßigen netten Nachrufen. *The End*. Fortsetzung folgt.

→ Arbeit 1997 zu einem vorzeitigen Abschluss. Am 6. Nov. 1998 ist Luhmann gestorben. Im Herbst 1998 kam das erste «rot-grüne» Kabinett in Regierungsverantwortung, dessen Amtsträger sich aus dem «Dagegensein» rekrutierten: «Stamokap» (Kanzler), «Putztruppe» (Vize), «Öko-Sozialismus» (Finanzen), «RAF-Anwalt» (Innen), «Kommunistischer Bund» (Umwelt) usw.

16 Vgl. die jüngste «Bilanz zum endgültigen Abschied» von einem alten Hasen, der als Hauptstadtkorrespondent in den «Nullerjahren» an den zentralen Gedächtnisorten der «Berliner Republik» – «Borchardt», Restaurant, «Sabine Christiansen», Talkshow, «Udo Walz», Friseur etc. – auf Tuchfühlung – «Brioni» (Schröder), «Cerutti» (Fischer) – mit «dabei» war: Kurt Kister: Hoppla, jetzt komm ich, SZ, Feuilleton, 6. Dezember 2021.

17 «Luhmann aber erklärte (...), es gebe zwei Sorten Theorie, die netten und die weniger netten.» Das Bonmot kolportierte ein Student aus dem Seminar «Funktionale Analyse» (WS 83/84) auf der Gründertagung der ZIG (Weimar, 24. Februar 2007). Gustav Seibt: Bielefeld im Raketenwinter 1983/1984, in: Was war Bielefeld? Eine ideengeschichtliche Nachfrage, hrsg. von Sonja Asal und Stephan Schlak, Göttingen 2009, S. 175.

Bildnachweis:
Abb. 1: Universität Bielefeld.

ULRICH RAULFF

Die Unnachahmlichen

- 1 Man könnte, schreibt Roland Barthes (*Die Sprache der Mode*, Frankfurt/M. 1985, S. 203), das Verb «frühstücken» als «semantische Kombination einer Handlung (essen) und einer Zeitangabe (vormittags) definieren». Allerdings wäre dies, wie Barthes sofort hinzusetzt, eine rein linguistische Analyse, der kein vestimentärer Code entspräche: Es gibt keine Kleidung, die speziell zu dieser Tageszeit zum Essen getragen würde – eine Leerstelle, die Holly Golightly wie selbstverständlich schließt.

Fünf Uhr morgens in New York. Alles noch still. Über Fifth Avenue hängt grau der beginnende Tag. Ein gelber Farbfleck kommt ins Bild und wird größer. Das Taxi hält an, eine junge Frau steigt aus. Schmale Silhouette, hochgestecktes Haar, schwarzes Abendkleid. Handschuhe bis über die Ellenbogen. Große Sonnenbrille, breites Perlencollier, eine winzige Clutch. Menschen auf dem Weg zur Arbeit sehen anders aus. Mit wenigen Schritten steht die Frau vor dem Schaufenster eines bekannten Unternehmens der Luxusbranche. Beiläufig greift sie in eine Papiertüte und entnimmt ihr ein Gebäckstück und einen Becher Kaffee, während sie gleichzeitig die Auslage des Juweliers studiert. Sie kaut, nimmt einen Schluck und schlendert weiter zum nächsten Fenster. Die Kamera folgt ihr, zeigt sie dann im Gegen-schuss aus dem Inneren des Ladens. Weiter geschieht nichts. Eine Dame frühstückt.¹

Ätherisch wie das Geschehen anmutet, verfolgt es doch einen praktischen Zweck. Es dient der Abwehr einer aufsteigenden Depression. Immer wenn die Protagonistin spürt, wie das «rote Elend» nach ihr greift, steigt sie ins Taxi und fährt zu Tiffany's. Vom Anblick der Juwelen und dem «wunderbaren Geruch nach Silber und Krokodillederbrieftaschen» geht eine heilsame Wirkung aus. Diamonds are a girl's best friend. Luxus ist wie Höhenluft, er fördert die Gesundheit. Die berühmte erste Szene auf Fifth Avenue zeigt eine therapeutische Séance. Das begreift der Zuschauer allerdings erst später. Einstweilen sieht er nur eine filigrane Schönheit in Schwarz, die ersichtlich vom abendlichen Kriegspfad abgekommen ist. Nicht zum ersten Mal thematisiert

ein Kunstwerk die untergründige Verwandtschaft von Melancholie und Stil. Aber selten geschieht es mit so unerhörter Leichtigkeit wie in *Breakfast at Tiffany's*.

Bis heute verbindet sich Holly Golightlys *mid century* Chic mit der Vorstellung des Little Black Dress, des Kleinen Schwarzen.² Auch ihr schulterfreies Kleid aus der Eingangsszene des Films wird oft als solches bezeichnet, obwohl es sich unübersehbar um ein bodenlanges Abendkleid handelt.³ Wie alle großen Garderoben, die Audrey Hepburns Weg zur unerreichten Stilikone der frühen Sechziger säumten, trägt es die Signatur von Hubert de Givenchy, mit dem Audrey eine langjährige Freundschaft und zeitweise eine symbiotische Arbeitsbeziehung verband.⁴ Audreys Erscheinung, von der Billy Wilder gesagt haben soll, sie könnte Busen überholt aussehen lassen,⁵ traf sich auf wunderbare Weise mit Givenchys Hingabe an die Rückenansicht seiner Kleider und ihrer Trägerinnen: «Er wusste genau, wie eine Frau im Weggehen aussehen sollte.»⁶ Eine Aussage, die sich an der Eingangsszene gleich mehrfach überprüfen lässt: *Breakfast at Tiffany's* ist ein Film, der vom Weggehen handelt. Das gilt auch für die zugrunde liegende Erzählung, die die Geschichte von ihrem Ende her beginnen lässt: mit dem ziemlich spurlosen Verschwinden Holllys irgendwo in Afrika.

Blake Edwards' Film von 1961 ist früh zum Inbegriff von Coolness und Eleganz geworden. Holly Golightly, gespielt von Audrey Hepburn, besteht vornehmlich aus Stilbewusstsein und einem rückhaltlosen, ihre Liebhaber werden sagen: rücksichtslosen Drang nach Freiheit. Sie hat das Weggehen zu einer Kunstform entwickelt. Ihre Nonchalance dem praktischen Leben gegenüber kennt keine Grenzen; materieller Besitz, den sie nicht hautnah am Körper trägt, interessiert sie nur am Rande. Ein Plattenspieler, eine Handvoll Bücher, Orangenkisten als Möbel.⁷ Auf ihrer Visitenkarte steht, Berufsangabe und Adresse zugleich, «auf Reisen». Holly Leichtfuß, the lady is a tramp. Selbst ihr Schlafzimmer verströmt die Atmosphäre von Camping und Umzug:⁸ «Kisten und Koffer, alles gepackt und aufbruchsbereit, wie die Habseligkeiten eines Verbrechers, der spürt, dass ihm das Gesetz auf den Fersen ist.»⁹ Das Gefühl, irgendwem oder irgendwohin zu gehören, kennt sie nicht. Darin gleicht sie dem Kater, der ihr zugela-

2 Vgl. ebd., S. 126 ff. zum «Kleinen Schwarzen» Givenchys und seiner Differenz von demjenigen, das Coco Chanel in den Zwanzigern erfunden hatte; vgl. auch Nancy MacDonnell Smith: *The Classic Ten: The True Story of the Little Black Dress and Nine Other Fashion Favorites*, London 2003.

3 Das Kleid wurde 2006 für 692.000 Euro von Christie's versteigert und gilt als teuerstes Stück der Filmgeschichte. Vgl. auch Pamela Clarke Keogh: *Audrey Style*, München 2000.

4 Vgl. ebd., S. 41, S. 121.

5 Vgl. ebd., S. 46.

6 Zit. nach ebd., S. 130. Dass sich auch jüngere Vorstellungen von Glamour umstandslos mit dem Namen Givenchy verbinden lassen, zeigt die Zusammenarbeit des Hauses mit Beyoncé und Jay Z. anlässlich von deren Tournee «On the Run II» im Jahr 2018 ebenso wie die Zeile aus Beyoncé's Single «Formation» von 2016, die lautet: «I'm so reckless when I rock my Givenchy dress».

7 Das zeitgemäße Handbuch zu Holllys Lebens-, Kleidungs- und Einrichtungsstil erschien mit einer gewissen Verspätung erst zwei Jahre nach dem Film: Helen Gurley Brown, *Sex and the Single Girl*, New York 1963; deutsche Übersetzung: *Sex und ledige Mädchen*, Schöningh bei Stuttgart 1964; vgl. besonders S. 194 (Wohnung), 206 ff. (Einkauf), 212 (Bücher) und 215 ff. (Gäste, Party). Der gleichnamige Film mit Natalie Wood und Tony Curtis in der →

- Regie von Richard Quine kam ein Jahr später, 1964, heraus und wurde einer der erfolgreichsten Filme des Jahres.
- 8 «Umzugsatmosphäre» heißt es in der dt. Übersetzung, «camping-out atmosphere» im am. Original: *Breakfast at Tiffany's*, London 2000, S. 51.
- 9 Truman Capote: *Frühstück bei Tiffany*, Zürich 2008, S. 82.
- 10 Diese Zuordnung ist klassisch: Nach Cesare Ripa: *Iconologia*, erste illustrierte Ausgabe, Rom 1603, S. 292 ff., gehört zu den Attributen der «Libertas» oder «Libertà» auch die Katze als Sinnbild unbedingter Freiheitsliebe.
- 11 Capote: *Frühstück bei Tiffany*, S. 19 f. In ihrem Memoirenband *Damals schien all das wichtig zu sein. Die Männer meines Lebens*, München 2010, S. 63 ff. deutet Gloria Vanderbilt an, die Figur der Holly habe Capote, «das kleine Scheusal», nach ihrem Bild geschaffen, was angesichts der Rustikalität der literarischen – nicht der filmischen – Holly mindestens zweifelhaft erscheint.
- 12 Niklas Luhmann: *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1995, S. 143.
- 13 Sam Wasson: *Fifth Avenue*, 5 a. m. Audrey Hepburn, *Breakfast at Tiffany's* and the Dawn of the Modern Woman, New York 2010, S. 69.

fen ist und keinen Namen erhalten hat.¹⁰ Auch der Kater kennt nicht den «sense of belonging» und tut gut daran; am Schluss wird er von Holly erneut ausgesetzt. Im Film, der nach einem Happy End verlangt, kommt er zurück und besiegelt das Glück im strömenden Regen; auch im Buch taucht er noch einmal auf. Später, als Holly längst verschwunden ist.

Die Erzählung von Truman Capote, 1958 erschienen, spielt zur Zeit des Zweiten Weltkriegs. Sie weiß noch nichts von Audrey Hepburn und ihrem sehr speziellen Charme; der Film folgt erst drei Jahre später, 1961. Zwar trägt auch die literarische Holly schon bei Tag und Nacht Sonnenbrille und liest ihre Briefe nicht, ohne vorher Lippenstift aufgetragen zu haben. Sie verfügt, wie es heißt, über einen «konsequent guten Geschmack», äußerlich aber entspricht sie dem Typ *Garçonne*; «die kunterbunten Farben ihrer Jungshaare, goldbraune Strähnen, weißblonde und gelbe Strähnen» erinnern an Weizenfelder und «bei all ihrer schicken Magerkeit strahlte sie eine Haferflocken-Gesundheit aus ..., und auf ihren Wangen lag eine raue Röte. Sie hatte einen großen Mund und eine Stupsnase.»¹¹ Das Kleine Schwarze, das sie auch im Buch schon trägt, und die breite Perlenkette können nicht darüber hinwegtäuschen: Die Lady kommt vom Land. Holly Gollightly sieht aus wie ein Punk vor der Zeit, aber sie agiert wie ein weiblicher Asphaltcowboy. Als «Mischstück aus Unschuld und Raffinement»¹² wandelt sie zwischen den Welten von Stadt und Land, Kuhstall und Fifth Avenue.

Wie es aussieht, hat Holly Gollightly nicht nur mit etlichen bürgerlichen Tugenden gebrochen, sie versucht auch, die kapitalistische Ökonomie außer Kraft zu setzen. Für Augenblicke mag das funktionieren. Die Abgründe, die sich in ihrem Leben auftun, kassiert sie mit Stil, Geschmack und einer *reckless love of individuality*.¹³ Auch das geht eine Zeitlang gut. Bis sich der Abgrund erneut öffnet und das rote Elend sich wieder zeigt. Darin ist sie das getreue Abbild ihres Erfinders. Auch er ist ein Landei aus Texas, das es, ein halbes Kind noch und manisch-depressiv, in die glitzernde Welt der Upper East Side verschlagen hat. Mit *Breakfast at Tiffany's* schrieb Truman Capote das literarische Manifest jener *reckless love of aestheticism*, die das kurze Jahrzehnt der Sechziger bestimmen sollte. Die Jahre, in denen alles möglich und erlaubt

schien, solange es nur schön und sophisticated genug war, coole Jahre, in denen Moral durch Ästhetik ersetzbar schien. Als die «Kulturrevolution» von '68 einsetzte, war die Party vorbei. Die Grundwelle lief wieder in die Gegenrichtung.

Zweifellos hat die Coolness der Zweiten Moderne, die nach dem Entfremdungshype der fünfziger Jahre alle existenziellen Probleme kurzerhand zu Designfragen erklärte, zu einer schweren Überforderung der Ästhetik geführt. Ganz zu schweigen von der Unfähigkeit zu trauern, die die permanente Cocktailparty hintergründig belauerte. Aber bis heute ist die Faszination ungebrochen, die von der wunderbaren Leichtigkeit (*leggerezza*) einer reinen Stil- und Geschmackswelt ausgeht, wie sie sich in *Breakfast at Tiffany's* präsentiert, auch wenn der drohende Absturz jederzeit sichtbar bleibt. Der Charme des schönen, kaputten Lebens von zweifelhafter Moral, aber unbedingter Geschmackssicherheit, eines Lebens, das noch nichts von der Tristesse des Daseins im Freizeitlook ahnte, wirkt bis heute. Offenbar haben weder die Verlockungen der sozialen Sicherheit noch die Krisenkatarakte der Gegenwart es geschafft, den Zeitgenossen das intensive Verlangen nach Schönheit auszutreiben. Und damit verbunden das Streben nach ästhetischer Kompetenz. Wer alle Werbeslogans der Welt im Ohr hat, möchte sich doch durch einen individuellen Geschmack auszeichnen. Wer vom Vorübergehen an tausend Marken schon ganz müde ist, träumt von der Möglichkeit einer eigenen Wahl. Von schönen Dingen, Gärten, Kennerschaft. Schimmernden Perlen und Vinylscheiben. Von Orangenkisten.

Was sich von dem rätselhaften Komplex von Wissen und Können namens «Bildung» sagen lässt, gilt in ähnlicher Weise auch für das ästhetische Vermögen des Suchens und Findens, das man «Geschmack» nennt.¹⁴ Es ist eine *Soft Power*, über die zu verfügen sozial hilfreich, aber lebenspraktisch nicht unabdingbar ist: Man kommt auch ohne Geschmack durch. Marken, Trends und Youtube Tutorials befreien im Zweifel von den Mühen der Aktualisierung eigener Kompetenz. Wer trotzdem auf Eigenbesitz und Ausübung von Geschmack besteht, muss gute Gründe haben. In der Regel liegen sie in sozialem Distinktionsgewinn.¹⁵ Aber auch die Anerkennung, die sich mit Geschmack erwirtschaften lässt,

14 Ich gebrauche im Folgenden den Begriff «Geschmack» ohne weiteres in mehreren Bedeutungen. Abgesehen vom Zungengeschmack, einem der fünf Sinne, der hier nicht berührt ist, reichen sie von subjektiven und individuellen Vermögen über die Vorstellung von einem speziellen Sinn («Schönheitssinn») bis zur Beschreibung gesellschaftlicher und historischer Phänomene («Generationengeschmack», «Zeitgeschmack»). Diese unterschiedlichen Bedeutungen sind in der historischen Semantik und Lexikographie nachgewiesen und erforscht; vgl. Dominik Brückner: Geschmack. Untersuchungen zu Wortsemantik und Begriff im 18. und 19. Jahrhundert. Gleichzeitig ein Beitrag zur Lexikographie von Begriffswörtern, Berlin/New York 2003.

15 Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M. 1982.

- 16 Vgl. T. S. Eliot: *The Cocktail Party*, London 1950; dt. Übers. Berlin 1950. J. Robert Oppenheimer hatte, nachdem er 1947 als Direktor ans Institute for Advanced Study nach Princeton berufen worden war, T. S. Eliot als Fellow ans Institut eingeladen – in der Hoffnung, der Autor würde wieder etwas Großes in der Nachfolge des «Waste Land» schreiben, aber der schrieb stattdessen die «Cocktail Party».
- 17 Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen 1960, hier zit. nach der 6. Auflage, Tübingen 1990, S. 42.
- 18 Ebd.

hat mit den Medien ihre Formen und Ausdrucksmittel gewechselt. Längst ist sie nicht mehr auf den Apparat der Sechziger, das Kleine Schwarze, Cocktails und Colliers, angewiesen. Sie lässt sich mühelos auch über die Zahlen von Clicks, Followern und Likes realisieren. Der eigentliche Kern, die Ökonomie des Gefallens, bleibt davon unberührt. Erstaunlich ist allerdings, dass etwas gesellschaftlich so Unnötiges und technisch Überholtes wie der Besitz von gutem Geschmack gleichzeitig als so erstrebenswert erscheint. Das unterscheidet den Geschmack von der Bildung, die weder unnötig noch überholt ist, aber nur noch selten erstrebt wird.

Zur selben Zeit, als Truman Capote mit *Breakfast at Tiffany's* den kleinen Katechismus der Cocktailparty schrieb (den T. S. Eliot vermässelt hatte¹⁶), saß in Deutschland ein Philosoph an einem Buch, das zum Vademecum des Verstehens ästhetischer Phänomene werden sollte. Im Prinzip waren seine Problemlagen dieselben wie die Capotes: Stil, Bildung, Konversation – die ganze Party, nur diesmal ohne Martinis und in etwas anderem Sound: Heidelberg eben und nicht New York. Das Kapitel über «Geschmack» – im Anschluss an ein gewichtiges über «Bildung» – liest sich wie der etwas umständlich formulierte Beipackzettel für einen Luftgeist wie Holly Golightly – ein Wesen, in dem sich minimale Bildung mit maximalem Geschmack verbindet.

Geschmack sei, so Hans-Georg Gadamer, nicht zu verwechseln mit «Erkenntnis aus Gründen», wie man sie etwa aus Philosophie oder Physik kennt, wissenschaftlichen Fächern, die mit hohem Theorieeinsatz arbeiten. Geschmack sei «eher so etwas wie ein Sinn».¹⁷ Bis auf die zierliche Unbestimmtheitsrelation («eher so etwas wie») liegt seine Formulierung ziemlich exakt auf der alteuropäisch-humanistischen Linie, welche immer die Erkenntnis den höheren Kapazitäten des Verstandes, den Geschmack aber den niederen Vermögen der Sinne zugeschlagen hat. Wenn eine Person von Geschmack etwas entschieden ablehne, könne sie zwar keine vernünftigen Gründe dafür nennen, urteile aber umso apodiktischer: «Sicherheit des Geschmacks ist also Sicherheit vor dem Geschmacklosen.»¹⁸

Der Leser nickt noch, da bringt Gadamer einen Begriff ins Spiel, den Capote und Holly nicht kannten und uncool gefunden hätten, der aber dem Humanisten viel bedeutet. Der eigentliche Gegensatz des guten Geschmacks sei nicht der schlechte, sondern die völlige Abwesenheit von Geschmack, die «Geschmacklosigkeit». Sie bezeichnet etwas, das der Unterscheidung gut/schlecht vollständig den Boden entzieht, also buchstäblich die Bodenlosigkeit des Geschmacks, den ästhetischen Abgrund. Mit anderen Worten, Gadamer führt einen dritten Terminus ein, mit dem er einen Bereich benennt, der vollständig «außerhalb» liegt: die Geschmacklosigkeit als Abgrund des Geschmacks. Er vollzieht eine logische Operation, aber dem Begriff, den er dazu benutzt, Geschmacklosigkeit, haften Konnotationen an. Er hat selbst einen Zeitgeschmack: den der fünfziger Jahre. Jahrzehnte später sehen die Dinge anders aus. Dank Künstlern und Künstlerinnen wie Jeff Koons und Tracey Emin oder einer Modeschöpferin wie Vivienne Westwood haben Kunst und Design das verfügbare Kapital an ästhetischer Geschmacklosigkeit weitgehend aufgebraucht und die moralischen Restbestände der Politik zur Bewirtschaftung überlassen. Tatsächlich lag über dem Begriff der Geschmacklosigkeit immer der Schatten einer säkularisierten Pietätlosigkeit – ein Schuss von der Kanzel, den sein Anschlag auf ästhetische Phänomene besonders unangenehm machte. Mittlerweile sieht es so aus, als habe der Zeitgeist Gadammers Gewichte umverteilt: Nicht die etwas tantenhafte Geschmacklosigkeit wird zum Gegenspieler des guten Geschmacks, sondern der vitale schlechte Geschmack. Alltägliche ästhetische Erfahrung sichert ihm die Poleposition im Spiel der Begriffe, die ihm schon Niklas Luhmann bescheinigte: «Außerdem hat die Lehre vom guten Geschmack ihre Evidenz nicht in ihren Kriterien, sondern darin, daß es klare Fälle von schlechtem Geschmack gibt.»¹⁹ (*Abb. 1*)

Auch Hollys sicherer Geschmack erweist sich als insuläres Phänomen. Er ist umgeben von klaren Fällen schlechten Geschmacks. Fällen, die sie zum Teil miterzeugt hat. Das beginnt mit dem Mobiliar ihrer Wohnung, den erwähnten Kisten: «Auf einer befanden sich die Zutaten für Martinis; auf einer anderen eine Lampe, ein Liberty-Telefon, Hollys roter Kater und eine Va-

19 Luhmann: Die Kunst der Gesellschaft, S. 328.

20 Capote: Frühstück bei Tiffany, S. 46.

21 Vgl. Susan Sontag: Notes on Camp, New York 1966; dt. Übers. Anmerkungen zu 'Camp', in: Kunst und Antikunst. 24 literarische Analysen, Frankfurt/M. 2003, S. 322–341.

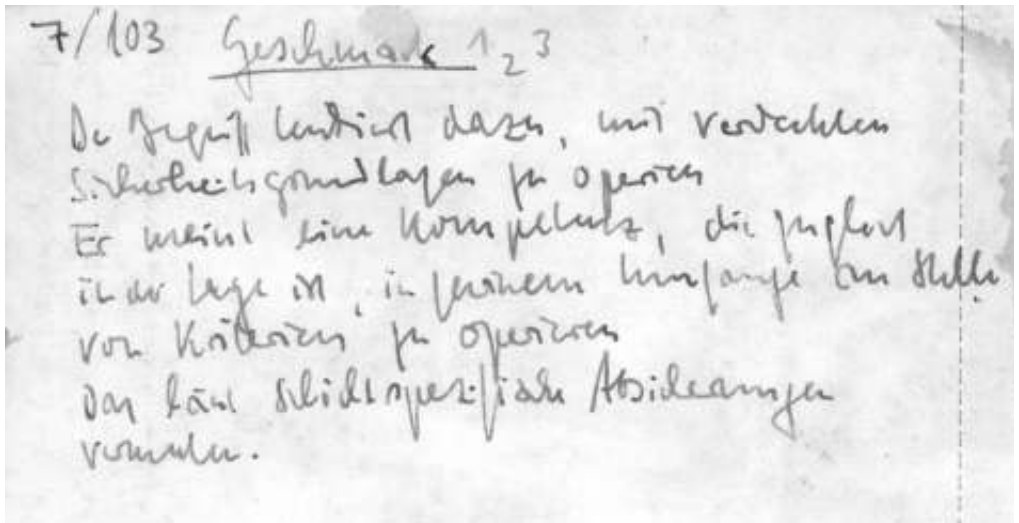


Abb. 1
«Der Begriff tendiert dazu, mit verdeckten Sicherheitsgrundlagen zu operieren. Er meint eine Kompetenz, die zugleich in der Lage ist, in gewissem Umfang an Stelle von Kriterien zu operieren. Das lässt schichtspezifische Absicherungen vermuten.»
Notizzettel aus der Abteilung «Geschmack» in Niklas Luhmanns Zettelkasten (ZK II: Zettel 7/103).

se mit gelben Rosen.»²⁰ Anders gesagt, Holly hat diesen fabelhaft guten Geschmack auch deshalb, weil sie sich perfekt auf sein Gegenteil versteht, den grotteschlechten. Nicht zu vergessen jenen guten schlechten Geschmack, dem Susan Sontag wenige Jahre später den Namen «Camp» geben sollte.²¹

Hollys Umgang mit den ästhetischen Codes von Manhattan ist virtuos, aber auf bezeichnende Weise gespalten. Unverkennbar beherrscht sie die Regeln von Upper East und genießt den Erfolg ihrer perfekten Assimilation, selbst da, wo sich, wie in der ersten Szene, der Verdacht eines gewissen Hangs zum Overdressing einstellt. Sie kann es sich erlauben, die Codes durcheinanderzubringen und die Karten neu zu mischen, Erwartungen zu enttäuschen und andere zu übererfüllen. Abendkleid im Morgenrauen, Sonnenbrille, Perlenkette und dazu ein Frühstück aus der Tüte und *Coffee to go* – mit ihren Verstößen gegen die Konvention enthüllt sie den Konformitätswunsch, mit dem die Umwelt,

nicht zuletzt ihr Freund Fred, auf jenen Konformitätsdruck reagiert, der für Geschmacksgemeinschaften bezeichnend ist.

Aber Hollys Sinn für Geschmack äußert sich nicht nur in der schlafwandlerischen Sicherheit, mit der sie die Regeln von Chic und Camp befolgt oder außer Kraft setzt. Sie beherrscht auch das Register der heiteren Arroganz und jenen apodiktischen Ton, der ästhetische Urteile gern begleitet: Wo ich bin, ist guter Geschmack. Aus dem Seminar des Heidelberger Philosophen ließ sich die Erläuterung mitnehmen, Geschmack sei «keine bloße private Eigenheit, denn er will immer guter Geschmack sein».²² Einmal dahingestellt, das sei so, und es habe nie Dschungelcamp und Bad Taste Partys gegeben, stellt sich nicht trotzdem die Frage, wie der Wille zum guten Geschmack nun praktisch verfahren soll. Perfekte Anpassung an vorhandene Codes und Stile, an das, was alle tun – *così fan tutte*? Oder im Gegenteil eigene Setzung von Codes und Regeln, Erfindung eines neuen Stils, einer neuen Schönheit? Im guten Geschmack, auch wo er seiner sicher ist, liegt diese Bipolarität.

Geschmack ist nie sich selbst genug. Als genuines Kommunikationsphänomen verlangt er das Auge und die Schätzung des Betrachters. Der Schätzung wiederum liegt eine Werteskala zugrunde, die die Erfüllung ästhetischer Anforderungen mit Zensuren versieht. Die richtig guten Noten gibt es für eigenständige Setzungen und erfolgreiche Verstöße, die zu Neuansätzen führen: einem neuen Wohngefühl, einer unerhörten Farbpalette. Höchstnoten gibt es für einen Geschmack, der sich aus nichts außerhalb seiner selbst begründet und maximale Überraschung bietet. Denn aller Geschmack will Originalität. Das Individuum, das sich durch ästhetische Kompetenz bemerkbar zu machen sucht, erfährt umso höhere Anerkennung, je unverkennbarer es seine Singularität zum Ausdruck bringt.

Die Anerkennung, die Geschmack erzielt, verhält sich umgekehrt proportional zur Irritation, die er bewirkt. Sofern er sich tatsächlich durchsetzt: Guter Geschmack ist erfolgreicher Geschmack. Eine Zeitlang kann es sinnvoll sein, den Weg zu gehen, den alle gehen, den Weg der Konvention. An einem bestimmten Punkt, der sich schwer voraussagen lässt, muss man den Weg verlassen und Neuland betreten, gleichgültig ob es als überholt gilt

22 Gadamer: Wahrheit und Methode, S. 42.

- 23 «Tradition wird im Stil durch Abweichung respektiert. Abweichung ist dabei eine spezifische Form von Anerkennung von Relevanz, also keineswegs Indifferenz oder Ignoranz.» Luhmann: *Die Kunst der Gesellschaft*, S. 211.
- 24 Johann Joachim Winckelmann: *Kleine Schriften, Vorreden, Entwürfe*, hrsg. von Walther Rehm, 2. Auflage, Berlin, New York 2002, S. 29.
- 25 Vgl. Carl Justi: *Winckelmann und seine Zeitgenossen*, Köln 1956, Bd. 1, S. 444; Élisabeth Décultot: *Untersuchungen zu Winckelmanns Exzerptheften. Ein Beitrag zur Genealogie der Kunstgeschichte im 18. Jahrhundert*, Rupolding 2004, S. 63.

oder als schlechter Geschmack. Wer immer allen gefällt, gefällt am Ende niemandem. Originalität verlangt den Bruch, Stil lebt von der Abweichung.²³ Solange sie schicke Männer und Kleine Schwarze verschleißt und Bebop-Platten auflegt, zeigt Holly, dass sie Texas hinter sich gelassen und den lässigen Geschmack der Early Sixties draufhat. Stilsicher handelt sie in dem Augenblick, in dem sie bei Tiffany's einen Blechring aus der Wundertüte gravieren lässt.

An dieser Wegentscheidung kommt man nicht vorbei. Niemand hat ihrer Dialektik eine schärfere Formulierung gegeben als Johann Joachim Winckelmann. Noch in Dresden, seiner letzten deutschen Station vor dem Weggang nach Rom, verfasst er 1755 die schmale Schrift, die ihrem Autor ersten Ruhm und den Ästheten der nächsten hundert Jahre schlaflose Nächte bereiten wird: «Gedancken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst». Das Evangelium nach Johann Joachim. Ein europäisches Ereignis.

Der großen Eröffnungsszene des Films mit Audrey Hepburn entspricht die erste Seite von Winckelmanns Text. Auch sie wird von einem einzigen Akteur beherrscht. Es ist der Geschmack. Vier Abschnitte lang dominiert er jeden Gedanken, einmal beginnt sogar der Satz mit «Er». Er, der Geschmack, der umschwärmte Hauptakteur des Jahrhunderts. Viermal ruft der Regisseur ihn auf die Bühne, dann erst formuliert er die Idee des ganzen Stücks: «Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten ...»²⁴ So lautet, in seiner knappsten Formulierung, Winckelmanns Paradox. Der Leser, der bis hierher gefolgt ist, hält unwillkürlich die Luft an. Wie soll das gehen. Durch Nachahmung unnachahmlich werden. Durch Imitation originell. Die schiere Unmöglichkeit. Logisch ist das Paradox nicht aufzulösen, philologisch schon.

Winckelmann ist ein nicht nur wirkungsstarker, sondern auch listenreicher Autor. Wie Poe den entwendeten Brief hat er die Lösung im offen Sichtbaren verborgen. Sichtbar ist in diesem Fall der Satz selbst. In Gestalt eines Paradoxes fordert er ein Maximum an Originalität. Aber der Satz selbst ist alles andere als ein

Original. Er ist ein Imitat. Eine Entlehnung, ein Zitat. Fast wortwörtlich findet er sich bereits in La Bruyères «Caractères», die Winckelmann mit Fleiß studiert und exzerpiert hat.²⁵ Immer noch liegt das Pathos des Satzes auf der Originalität, der Satz selbst aber ist eine Kopie. Gesetzt, die Leser durchschauten das Spiel, was gibt ihnen der Autor auf diese ironische, performative Weise zu verstehen? Ganz einfach dies: Schaut nicht immer bloß auf das, was alles überstrahlt, das Unnachahmliche. Achtet auf den Weg der Nachahmung. Seht auf das Werk der Kopie. Bis heute lassen sich Winckelmanns Leser verzaubern von seiner Beschreibung des griechischen Originals. Und übersehen den komplexen Vorgang, der sich im scheinbar kurzen Prozess der Nachahmung verbirgt. Dabei lenkt der Autor selbst den Blick seiner Leser auf ein technisch anspruchsvolles Geschäft: die Herstellung einer Kopie.

Drei Abschnitte seines kurzen Texts widmet Winckelmann den Merkmalen und Voraussetzungen der griechischen Kunst, an die anknüpfen und die wieder erreichen muss, wer danach strebt, es den Griechen gleichzutun: Erstens die schöne Natur, sprich die schönen Körper. Zweitens die Richtigkeit des Konturs, will sagen die Eleganz der Linien. Und drittens die Raffinesse der Draperie, der *wet shirt look* der Griechen.²⁶ Der vierte und längste Abschnitt der «Gedancken» handelt von etwas anderem: davon, wie die besten Schüler der Griechen in der Neuzeit, Künstler wie Raffael, Michelangelo und Poussin, gearbeitet haben, als sie jenen nacheifernd ihre unnachahmlichen Werke schufen. Welche Materialien sie benutzten: Wachs, Gips, Bronze ... und mit welchen Messpunkten und -linien sie die idealen Maße und Formen der Vorbilder auf ihre Werkstücke übertrugen.

Unmerklich verschiebt Winckelmann, was die wenigsten seiner Leser gesehen haben,²⁷ den Sinn von «Nachahmung» von ihrem Gegenstand hin zu ihrem technischen Prozess. Wer Augen hat zu lesen, kann in der frühen Schrift des Autors, der zu jenem Zeitpunkt bekanntlich erst über geringe Seherfahrung an Werken der Kunst verfügt, einen revolutionären Zug von Winckelmanns späterer Kunstauffassung erkennen: Ihm geht es nicht mehr allein um das, was die Kunst darstellt, sondern darum, wie sie das tut, mit welchen Stoffen und Mitteln sie das Schöne

26 «Die Griechische Draperie ist mehrentheils nach dünnen und nassen Gewändern gearbeitet, die sich folglich, wie Künstler wissen, dicht an die Haut und an den Körper schliessen, und das Nackende desselben sehen lassen.» Winckelmann: Kleine Schriften, S. 42.

27 Eine Ausnahme ist James L. Larson: «Winckelmann's Essay on Imitation», *Eighteenth-Century Studies*, Bd. 9, Nr. 1, Spring 1976, S. 390–405, hier S. 393 f.

28 Winckelmann: Kleine Schriften, S. 30.

29 Vgl. Alain Schnapp: La conquête du passé. Aux origines de l'archéologie, Paris 1993, S. 144 ff. und 217 ff.

schaft und welche Fehler ihr auf dem Weg dahin unterlaufen. Dies freilich sind Verschiebungen in der Tektonik eines Texts, die man leicht übersieht. Zu blendend ist der Glanz, mit dem Winckelmann die Ursprünglichkeit und Idealität der Griechen umgibt. Das Licht der Frühe liegt auf ihren Stirnen, der Zauber der Anfänge umspielt ihre Züge. Alle Späteren stehen in ihrer Schuld.

Mit Augen, die an dieser Schönheit geschult waren, «haben Michael Angelo, Raphael und Poußin die Wercke der Alten angesehen. Sie haben den guten Geschmack aus seiner Quelle geschöpft ...»²⁸ Mit seinen archäologischen und kunsthistorischen Schriften der sechziger Jahre ist Winckelmann zum Gründervater zweier humanistischer Wissenschaften geworden, seit den «Gedancken» von 1755 war er der entscheidende *tastemaker* seines Jahrhunderts – mit Folgen bis in die Gegenwart. Als fulminanter Autor und Meister der Ekphrasis hat er in einzigartiger Weise den ästhetischen Flügel der Aufklärung geprägt. Und durch seine Kanonisierung der griechischen Kunst, die er hauptsächlich aus römischen Kopien kannte, ist er zu einem der Architekten des westlichen Geschmacks geworden.

Die Wirkung, die von Winckelmanns erstem Auftritt ausging, war ungeheuer. Eine schmale Schrift von dreißig Seiten, eine Kleinigkeit, wie Lessing gesagt hätte. Fünfzig Exemplare in der ersten Auflage, quasi handverteilt, aber was für eine Erschütterung. Man begreift das erst, wenn man die strategischen Verknüpfungen bedenkt, die der Autor zuwege brachte. Aus dem Wissen der Antiquare, das sich seit dem 16. Jahrhundert zu formieren begonnen und sein natürliches Zentrum in Rom gefunden hatte, war im 17. Jahrhundert die eigentliche Archäologie hervorgegangen. Binnen weniger Jahrzehnte hatte sie sich aus dem Schatten von Philosophie und Philologie gelöst und war zu einer der faszinierenden neuen *humanities* aufgestiegen.²⁹ Johann Joachim Winckelmann, von Hause aus Altphilologe, ein Mann der Schrift, machte sich in seinen römischen Jahren zum Erben dieses ungeheuren Schubes an Gelehrsamkeit, die buchstäblich aus Bodenschätzen gewonnen war, und verband sie mit einer normativen Ästhetik. Nicht weniger folgenreich war der zweite

intellektuelle Gründungsakt, den Winckelmann, diesmal als Historiker, vollzog. Indem er die Bedingungen jener idealen Kunst, die die Griechen allen Späteren vor Augen gestellt hatten, in ihrer politischen Situation aufsuchte, kurz, indem er das Höchste der Kunst mit der «Freiheit» verband – der heißesten Vokabel seines Jahrhunderts –, schuf er eine Verbindung, deren Folgen bis in die Gegenwart spürbar sind: Als Kinder der ästhetischen Moderne stehen wir auf den Schultern von Ausgräbern. Aber die Ziele, denen wir zustreben, verknüpfen wir nach wie vor mit den Ideen der politischen Moderne, allen voran mit der der Freiheit.

Winckelmanns Erbe und der Westen: das ist die «weiße Antike». Damit ist nicht das triviale, aber zählebige Bild der monochromen Antike gemeint, an dem schon, Jahre bevor Hittorf, Quatremère de Quincy und Semper mit ihrem Abbau begannen, Winckelmann und sein französischer Konkurrent Caylus vorsichtig gekratzt hatten.³⁰ Es geht um mehr als die Farbe von Gips und Marmor, es geht um einen tiefen Kanon der abendländischen Kunst, den außer Kraft zu setzen zweieinhalb Jahrhunderte nicht ausgereicht haben. Winckelmann und einige seiner Zeitgenossen haben diesen Kanon und damit die europäischen Vorstellungen vom Schönen und von der Kunst auf einen eher mythischen als historischen «griechischen Augenblick» fokussiert, von dem ausgehend und den immer erneut wiederholend, reflexiv und rekursiv, sich das System der abendländischen Kunst entwickelt hat.

Diese Verbindung einer Ursprungsfiktion mit einem Gebot der Rekursion ist nicht folgenlos geblieben. Sie hat zu einer systemischen Blindheit innerhalb der westlichen Ästhetik geführt, die wie jedes kanonisch begründete System auf Ausschlüssen beruht, Ausgrenzungen, über die sich erst die Gegenwart ernsthaft Rechenschaft zu geben begonnen hat. Ist doch die Entwicklung des europäischen und westlichen Geschmacks aufs Engste mit dem kolonialen Ausgreifen Europas auf die Welt und der Verleugnung der dabei ausgeübten Gewalt verbunden.

Seit gut zweieinhalb Jahrhunderten firmiert «Geschmack» neben Freiheit und Selbstbestimmung als einer der Begriffe aus dem Repertoire der Aufklärung, in denen die *Western civilization*

30 Zu Winckelmanns hartnäckigem Festhalten am Weiß der klassischen Skulptur vgl. Hanna Philipp: Winckelmann und das Weiß des Rokoko, in: *Antike Kunst*, 39. Jg., H. 2, 1996, S. 88–100.

31 Michel Serres: *Der Parasit*, Frankfurt/M. 1981, S. 53.

sich ihrer selbst versichert: schön, sensibel, zerbrechlich. So attraktiv wie schutzbedürftig. Und gerade darin allen anderen überlegen. Ästhetische Kompetenz als Inbegriff empfindsamer Subjektivität und zugleich als Ausdruck kultureller Suprematie. Aber wie andere Vorzüge und Qualitäten des Westens stellt auch der Geschmack das Subjekt, das nach seinem Besitz verlangt, vor die Frage der Sphinx, wonach man streben darf, ohne sich in Schuld zu verstricken.

Holly Golightly und Johann Joachim Winckelmann leben ihre Leben zu unterschiedlichen Zeiten und nach sehr verschiedener Façon. Hinzu kommt, dass die eine ein literarischer und filmischer Charakter, der andere aber eine historische Person ist. Worin sollten sie vergleichbar sein? Vielleicht darin: Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist Rom die Hauptstadt der Welt, um die Mitte des zwanzigsten ist es New York.

Beide Male sind es die sechziger Jahre, in denen die Karten neu gemischt und verteilt werden. Wer in diesen Jahrzehnten und an diesen Orten lebt, weiß, was gespielt wird, man kennt die Schönheit und ihren Preis. Beide, Holly und Johann Joachim, kommen aus dem Nichts, aus Prärienestern in Mecklenburg und Texas – einen Augenblick später leben sie unter den Schönen und Reichen von Upper East und Colle Quirinale und geben den Ton an, nach dem ihre Zeit tanzt. Beiden ist das Kleine Schwarze zum Dienstroock geworden, den sie als Zeichen ihres kanonischen Status und ihres Dazugehörens tragen. Beide bezahlen sie für die Patronage, ohne die sie nicht sein könnten, wo sie sind, und nicht als das erscheinen, was sie nicht sind; beide zahlen mit geringer Münze, mit großen Worten und kleinen Gesten: «Der Parasit zahlt mit Parabeln.»³¹

Beide sind sie auf der Durchreise, für eine Zeitlang geduldete Gäste am Tisch der Reichen, beide nicht nach ihrem Wert geschätzt. Noch bevor ihre Träume von einer Familie und Pferden, seine Hoffnungen auf eine feste Anstellung bei Hof Wirklichkeit werden können, bevor der erträumte «sense of belonging» eine Chance hat, sich einzustellen, ist die eine verschwunden und der andere ermordet.

Die Einnahmen, die Holly aus dubiosen Geschäften erzielt,

kann sie nicht schnell genug wieder loswerden. Selbst die Colliers und Creolen von Tiffany's, deren Anblick sie von Depressionen heilt, werden nicht zum Gegenstand zielgerichteten Strebens. Hollys Haushaltsführung, die finanzielle wie die libidinöse, kennt nur die Ökonomie der Verschwendung. Auf leichtem, aber großem Fuß lebend, ist sie auf ständigen Zufluss von Geldmitteln angewiesen. Dafür sind wechselnde Herrenbekanntschaften da. Ihr Sinn für Eleganz und ihr guter Geschmack treiben sie in die Gegenrichtung: Sie macht teure Geschenke, gibt Partys und lässt keine Gelegenheit aus, sich zu ruinieren. Wo sie kann, dekonstruiert sie die stilllose Symbiose von Schönheit und Geldwert. Dass sie zwischen ihren taktischen Kaperfahrten ausgerechnet am Felsen eines Juweliers anlegen muss, gehört zu ihrer persönlichen Tragik, wirft aber einen Lichtstrahl in literarische Tiefen. Steht nicht am Ursprung des europäischen Romans ebenfalls ein Juweliergeschäft? In *La Princesse de Clèves* von Madame de La Fayette, 1678 anonym in Paris erschienen, verliebt sich der Held der Geschichte in seine künftige Ehefrau, als er zusieht, wie sie bei einem prominenten Juwelier Edelsteine auswählt.³² In dem Film, der knapp dreihundert Jahre später entsteht, begleitet ein erfolgloser Schriftsteller seine Freundin, eine Gelegenheitsprostituierte, zum berühmtesten Juwelier von New York, und da ihre Mittel den Kauf von Diamanten nicht gestatten, lassen sie einen billigen Ring gravieren. Klimbim statt Klunker.

Der Schatten der Armut, den selbst die Konversion und der Weggang aus Deutschland nicht vertreiben können, liegt auch über den beiden Leben von Johann Joachim Winckelmann. Winckelmanns zweites Leben in Rom, eine glückliche und von frenetischer Tätigkeit erfüllte Zeit, dauert keine dreizehn Jahre. Aber diese kurze Spanne wird ihm genügen, Epoche zu machen. Ständig bedroht von den Unsicherheiten seiner sozialen Lage, legt er die Fundamente der Verbindungen von ästhetischem Empfinden mit dem Wissen vom Altertum einerseits, dem politischen Streben nach Freiheit andererseits, Verbindungen, deren Nachwirkung bis in unsere Tage und unsere Vorstellungen vom schönen Leben spürbar sind. Nicht auszudenken, wozu er in der Lage gewesen wäre, hätte er die Jahre noch gehabt, die Lessing bereit

32 Marie-Madeleine de La Fayette: *La Princesse de Clèves*, Paris 1678, vgl. dazu Joan DeJean: *The Essence of Style*, New York 2005, S. 161 ff., hier besonders S. 174.

33 Unter dem Eindruck von der Ermordung Winckelmanns in Triest schrieb Lessing, Winckelmann sei nach Lawrence Sterne der zweite Schriftsteller, dem er mit Vergnügen ein paar Jahre seines Lebens geschenkt hätte.

34 Friedrich Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, Stuttgart 2000, Zweiter Brief, S. 11.

war, ihm von den seinen zu schenken.³³ Tatsächlich ist es Winckelmann mit seiner ruhelosen Forschung und seiner eingreifenden Publizistik gelungen, ins heiße Zentrum eines europäischen Gesprächs vorzustoßen, das sich seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts entwickelte.

Im Kern drehte sich dieses Gespräch, das mit Shaftesbury begann und im deutschen Idealismus seinen spekulativen Höhepunkt erreichte, um die Beziehung der Schönheit zur Freiheit. Dem anderen beherrschenden Hauptgedanken des Jahrhunderts. Die meisten der daran Beteiligten neigten dazu, beide Vorstellungen aufs Engste zu verbinden und die Erfahrung des Schönen der Idee der Freiheit logisch vorzuschalten. So war Schiller überzeugt, dass es die Schönheit sei, «durch welche man zu der Freiheit wandert».³⁴ Winckelmann, der Archäologe und Historiker der Kunst, hatte seine Antwort eine Generation früher gegeben. Sie bestand darin, das Problem in die Dimension der Zeit zu verlegen: in Gestalt eines Weges, der, aus großer antiker Höhe über Verfallsstadien in die Tiefe führend, nach dem Vorbild der Renaissance künftig noch einmal an neuer Höhe gewinnen mochte. Vorausgesetzt, das moderne Leben duldet ein Maß an Freiheit, wie es die Griechen gekannt hatten. Die Schönheit, die sie auf dem Höhepunkt ihrer Kunst späteren Zeiten als Ideal und Ansporn vor Augen gestellt hatten, war eine Tochter der Freiheit gewesen. So sah es Johann Joachim Winckelmann.

In dieser europäischen Diskussion ging es neben der Metaphysik von Schönheit und Freiheit auch um so praktische Dinge wie das Auge, dessen es bedurfte, um das Schöne zu erkennen, und die Worte, um es richtig zu bezeichnen. Es ging um die Wünschelrute des Findens und das Handwerkszeug der Schätzung. Um die Fähigkeit zur Bestimmung des Werts eines Kunstwerks, seiner Qualität, seiner Autorschaft, seiner Echtheit und Einmaligkeit. Es ging um Fragen der ästhetischen Kompetenz: Geschmack, Erfahrung und Kennerschaft. Solche Fähigkeiten erlernte man nicht oder nicht ausschließlich auf den Bänken der Universität und in den Klassen der Kunstakademien, die in Europa zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert entstanden. Nicht an den Orten allein, wo die Kunst ein Gegenstand ernsthafter Studien und Emulation war, wurden sie vermittelt. Sondern in ei-

nem anderen Informationssystem: dort, wo ihre Werke, geprüft nach den Regeln der Kennerschaft, zum Gegenstand des Handels und der Wertbildung wurden, auf dem Markt.

Der Handel mit Kunstobjekten und kunstvoll hergestellten Artefakten musste zu seiner Entfaltung nicht das 18. Jahrhundert abwarten, er existiert seit dem europäischen Mittelalter. Begleitet von einer praktisch orientierten Literatur, hat er seit der Renaissance beständig an Umfang und Professionalität gewonnen.³⁵ Im späten 17. Jahrhundert beginnt der Aufstieg Londons zum Zentrum des Handels mit Tafelbildern und der Auktion von Sammlungen. Den Hof als ältere Struktur der Patronage löst im Verlauf des 18. Jahrhunderts der Markt ab. Daneben entwickelt sich seit der Mitte des Jahrhunderts, beginnend mit Alexander Gottlieb Baumgartens Vorlesungen und Schriften, ein neues Diskursfeld, die Ästhetik als Wissenschaft (oder «Philosophie») des Schönen. Ein halbes Jahrhundert lang kann der Begriff des Geschmacks noch die beiden sich ausdifferenzierenden Sphären, die theoretische der Kunstphilosophie und die empirische der Kennerschaft, überbrücken. Dann verliert er, wie sich am Wechsel vom kantschen zum hegelschen System beobachten lässt, seinen zentralen Platz auf den Kategorientafeln. Damit ist sein Schicksal aber erst zur Hälfte besiegelt. Überschattet von der Autonomisierung der Kunst erwartet ihn eine zweite, große Karriere im Bereich des Konsums und der Warenästhetik, der Marken und der Moden.

Was im 17. Jahrhundert als *virtú*, als schöne Tugend, gegolten hatte, war im Lauf des 18. als genuiner Sinn («Schönheitssinn») oder individuelles Vermögen («Urteilkraft») diskutiert, aber auch als temporäre soziale Disposition («Zeitgeschmack») behandelt worden. Dieses europäische Gespräch hatten im Wesentlichen Philosophen und Literaten geführt. Um die Wende zum 19. Jahrhundert ereignet sich nun etwas für philosophische Augen Merkwürdiges. Der Begriff steigt gleichsam ab, verlässt den Höhenkamm der Philosophie und Literatur, ein schleichender Austausch seiner Semantik folgt. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts verschiebt sich sein Bedeutungsfeld von der subjektiven zu einer Art nationalen Kompetenz. Auf ihre Formierung, Ausbildung und Lenkung richten sich neuartige Artikulationen von Dingen und Dis-

35 Vgl. Berit Wagner: Bilder ohne Auftraggeber. Der deutsche Kunsthandel im 15. und frühen 16. Jahrhundert. Mit Überlegungen zum Kulturtransfer, Petersberg 2014, mit umfangreicher weiterführender Literatur.

36 Vgl. Michael Polanyi:
Implizites Wissen,
Frankfurt/M. 1985.

kursen, Institutionen und Individuen, die sich als flache, aber wirkungsvolle ästhetische Infrastrukturen organisieren. An ihrem Zustandekommen sind neue Akteure (Kunst- und Zeichenschulen, Reformer, Werkstätten), neue Medien (Zeitschriften, Ausstellungen, Weltausstellungen), ein durch den Handel mit «Kolonialwaren» und die Chemie erweitertes Spektrum von Farben, Formen, Stoffen und Mustern sowie der Ausbau der entsprechenden Handelswege und -plätze beteiligt. Die Werbung nicht zu vergessen, die Medien des 19. und 20. Jahrhunderts, Film, Fotografie, Fernsehen. Und endlich das Netz. Die Künstliche Intelligenz.

Zwar wird auch im 19. und 20. Jahrhundert noch das Individuum als Träger und Performer von Geschmack im Sinne ästhetischer Urteilskraft und Wahlfähigkeit angesprochen. Die entscheidende Bedeutung des Systems «Geschmack» liegt aber jetzt in seiner objektiven Funktion als zugleich Zielpunkt und Agentur sozialer, ökonomischer und ästhetischer Strategien. Im positiven Modus des «Gefallens» organisiert der Geschmack mobile und kurzlebige Verbindungen von Dingwelt und Lebenswelt. Als diffuser Impulsgeber im subliminalen Bereich operiert er in einer Zone diesseits der markanten Austauschprozesse von Moden, Schulen und Stilen; seine stärkste Wirksamkeit entfaltet er unterhalb der Wahrnehmungsschwellen. In diesem Sinne hat er nicht den Status eines impliziten Wissens,³⁶ sondern den einer fluiden Protoästhetik von häufig erstaunlicher Kraft, aber geringer Lebensdauer. Oft wirkt er in Verbindung mit sensuellen Reizstrukturen, die nicht den «langen», kritischen Weg über den Verstand gehen, sondern neurophysiologisch abkürzen.

Vor den Diamanten von Tiffany's kommt Holly für kurze Momente der Welt abhanden. Wer mit extrem verdichteter Materie kommuniziert, lässt alle sozialen Verbindlichkeiten hinter sich. Vergessen der abendliche Apparat der Verführung und das lässig eingenommene Frühstück, vergessen der große Auftritt und der *Coffee to go*. Den gewöhnlichen Formen gesellschaftlicher Kommunikation entzieht die Gegenwart des Diamanten die Bedeutung. Das kann zu schweren Störungen im Management der Proxemik, sprich dem Betrieb des Alltagslebens führen. Sichtbar

wird das an Hollys Behandlung des Kaffees in ihrer Hand. Sie schenkt dem Getränk nicht die geringste Beachtung. Holly bewegt sich am Rand der Trance.

Tief in ihrer Seele ist sie immer noch das Mädchen vom Land, ein Kind aus Nirgendwo. Auf ihrem schmalen Bücherregal stehen Pferdebücher, sie reitet wie der Teufel, irgendwann will sie Pferde züchten. Sie spürt die verwandte Natur in ihnen, das nervöse Fluchttier. Der Mann, den sie verlassen hat, Doc Golightly, ist *horse doctor* in einem texanischen Nest namens Tulip. Er hat sie geheiratet, als sie noch nicht vierzehn war; als er sie in New York wiederfindet, ist sie knappe neunzehn. Sie mag den Alten noch, aber sie wird nie mehr zu ihm zurückgehen. Denn Doc Golightly weiß, wie sie hieß, bevor sie zu Holly wurde. Ihr ursprünglicher Name war Lulamae Barnes. Lulamae, das klingt wie Lilli Mae; so hieß Capotes Mutter, bevor sie sich Nina nannte.³⁷ Aber was besagt das schon? Trumans Obsession durch seine böse Mutter erklärt einiges, doch in Lulamae steckt mehr. Capote hatte zu viel gelesen und spielte zu leidenschaftlich mit Zitaten, um sich beim Klang des Namens nichts zu denken. Auf allen Kanälen tobte damals, 1958, die Bande der minderjährigen verführten Verführerinnen, Lolita, Lulu, Lulamae, der Typ lag in der Luft. Nur wenige Monate vor dem Erscheinen von *Breakfast at Tiffany's* war *Lolita* in Amerika herausgekommen, der Skandal war immens. Capote schrieb mitten hinein.

Holly will sich bloß an die elf Liebhaber erinnern, die sie hatte, seit sie dreizehn war – was davor war, «das zählt einfach nicht».³⁸ Hinter Hollys verlorener Unschuld und dem gleißenden Umriss von Lulu entdeckt Capote die ältere Schwester, das literarische Urphänomen. Bevor er die unglückliche Tochter eines wandernden Harfners zu einer unvergesslichen Figur seines «Wilhelm Meister» machte, war Goethe ihr, «einem Mädchen von elf Jahren», in der kontingenten Wirklichkeit einer Kutsche begegnet.³⁹ Auch sie hatte keinen Namen und keinen Ort, wo sie hingehörte. Den Namen hat ihr erst der Dichter gegeben: «Mignon». Der androgyne Liebling. Die missbrauchte Nymphe der europäischen Literatur,⁴⁰ in Holly hat sie eine amerikanische Enkelin gefunden. Wie Mignon («Heiß mich nicht reden ...») singt und spielt Holly, ihr Lied im Film heißt *Moon River*, und wer es einmal ge-

37 Vgl. Gerald Clarke: Truman Capote. Eine Biographie, Zürich 2007, S. 57. Wenn man will, ist «Breakfast at Tiffany's» eine Gesellschaftskomödie, in deren erfundenen, angenommenen, entliehenen oder verweigerten Namen sich eine Tragödie versteckt.

38 Capote: Frühstück bei Tiffany, S. 129.

39 J. W. v. Goethe: Italienische Reise, hrsg. von Andreas Beyer und Norbert Miller, München 1992, S. 14.

40 Vgl. Terence Cave: Mignon's Afterlives. Crossing Cultures from Goethe to the Twentieth Century, Oxford 2011, kennt die lange Tradition der jungen Verführerinnen, die Opfer sexuellen Missbrauchs waren, aber er übersieht die Mignon, die in Holly Golightly steckt. Zur Genealogie der Nymphe in Lolita vgl. Roberto Calasso: La follia che viene dalle Ninfe, Milano 2005, insbes. «La sindrome Lolita», S. 45–50.

41 Vgl. Wasson: Fifth Avenue, S. 131.

42 Auch Mignon ist bekanntlich androgyn, und Wilhelm spricht das eine Mal von «ihr» und das andere Mal von «ihm».

43 Capote: Frühstück bei Tiffany, S. 26.

44 Truman Capote wusste genau, wen er in der Gestalt der Holly alias Lulamae wiederbelebte. Gegen Ende der Geschichte, als Holly sich längst aus dem Staub, der Stadt und der Erzählung gemacht hat, lässt er ihre erbitterte Hausfeindin, die Koloratursängerin Madame Spanella, ihrem Nachmieter, dessen Lebenswandel keineswegs sittsamer ist als der Hollys, gelegentlich ein «Filet Mignon» servieren. Die Spanella hat Holly buchstäblich in die Pfanne gehauen.

45 Mit dieser Zeile beschließt Sigmund Freud seinen Brief an Wilhelm Fließ vom 22. Dezember 1897.

hört hat, dem bleibt es im Ohr.⁴¹ Im Buch von Capote allerdings singt sie «mit der heiseren, gebrochenen Stimme eines heranwachsenden Jungen»⁴² und kennt «alle Musicalhits, Cole Porter und Kurt Weill». Ihre Lieblingslieder aber sind «rau-zärtliche, umherirrende Melodien mit Worten, die nach Südstaaten-Nadelwäldern oder der Prärie schmeckten. Eines davon ging: ›Will nimmer schlafen, will nimmer sterben ...›»⁴³ Näher kann man Mignon, ihrer Sehnsucht und ihrem dunklen Geheimnis nicht kommen.⁴⁴

«Das rote Elend» nennt Holly die Zustände, vor denen sie zu Tiffany's flieht. Es sind Panikattacken. Sie verbinden sich mit der wiederkehrenden Erinnerung an ein traumatisierendes Ereignis. Eine Erinnerung, an die das Lied Mignons rührt: «Was hat man dir, du armes Kind getan?»⁴⁵ Da liegt die Wahrheit, welche die erste Szene von *Breakfast at Tiffany's* gleichzeitig verschweigt und zeigt: Diamanten sind der beste Freund eines tief verletzten Mädchens. Der Film und die zugrunde liegende Erzählung handeln nicht nur vom Weggehen, sondern auch vom Davonlaufen. Von der Flucht vor etwas, was sich mit Worten nicht sagen und mit Liedern nur andeuten lässt.

Geschmack, ein unscheinbares Wort, ein rätselhafter Begriff. Mit der Vorstellung von Genuss verbunden, aber auch mit der von Ungenügen, von Negativität. Unberechenbar in seinen Wahlen, verlässlich allein im Hang zur Kontroverse: Über Geschmack lässt sich streiten. Kein anderer Begriff der *humanities* trägt die Kontroverse so plakativ vor sich her wie dieser Streithammel der Ideengeschichte. Der zugleich für das liberale Vermögen schlechthin steht, Freiheit der Wahl, Freiheit, die Laufrichtung zu wechseln. Die entspannte Fähigkeit, immer die richtige Wahl zu treffen, sei es auf Fifth Avenue oder in der römischen Nacht. Ästhetische Kompetenz, und zugleich der Inbegriff von Gelassenheit, selbstgewiss und überlegen. Nur wer genau hinhört, vernimmt das Echo der Zauberformel, die daraus spricht. Den Ausdruck eines Wunsches, die Unruhe eines Verlangens.

Beide sind sie Getriebene, Holly Golightly und Johann Joachim Winckelmann. Unruhige Subjekte, die es nach edler Einfachheit und stiller Größe dürstet, doch die Ruhe bleibt beiden versagt.

Will nimmer schlafen, will nimmer sterben. Beide getrieben vom Verlangen nach Schönheit. Wer hat je behauptet, Schönheit sei ungefährlich oder friedlich. Beide entrichten einen hohen Preis für ihr Schönheitsverlangen, bezahlen mit ihrem Verschwinden. Geschmack ist keine Navigation, die man nach Belieben einschalten, kein Fach, das man studieren und mit einem Titel abschließen kann, Geschmack ist eine Figur der Sehnsucht. «Das Dunkelste und darum Tiefste der menschlichen Natur», schreibt Schelling, «ist die Sehnsucht, gleichsam die innere Schwerkraft des Gemüths, daher in ihrer tiefsten Erscheinung Schwermut.»⁴⁶ Es sieht so aus, als hätte Schelling beide verstanden, Holly Golightly und Johann Joachim Winckelmann.

Holly und Johann Joachim, beide sind sie *tastemaker* in ihrer Zeit und auf ihre Weise. Aber sie sind auch Gefangene ihrer Gegenwart; man tut nicht, was man kann, sondern was man muss. Sie sind Kinder der Zeit, Wegweiser im Sturm, sie geben der Welt, was die Zeit ihnen abfordert. Sie agieren, indem sie reagieren, verändern, indem sie sich verändern lassen; es geht, mit Benn zu sprechen, etwas durch sie hindurch. Aber gerade das ist es, was sie groß und einzigartig macht: dass sie durchlässig sind für etwas anderes, das sie gelassen durchschreitet. Wirkliche oder erfundene Figuren, bewegen sie doch ihre Zeit und ihre Zeitgenossen, zeigen Jahrzehnte und später noch, was der Stil ihrer Welt war, wie er sie geprägt und sie ihn zum Ausdruck gebracht haben.

46 Schelling: Stuttgarter Privatvorlesung (1810), in: Schriften von 1806–1813, Darmstadt 1968, S. 409. Den Hinweis auf dieses Wort verdanke ich Wolfram Högrefes Jenenser Antrittsvorlesung «Sehnsucht und Erkenntnis» von 1993.

HANA GRÜNDLER

Die kybernetische Großmutter

«Glauben Sie, dass die Seele mit einem Knirschen der Zähne beginnt?»

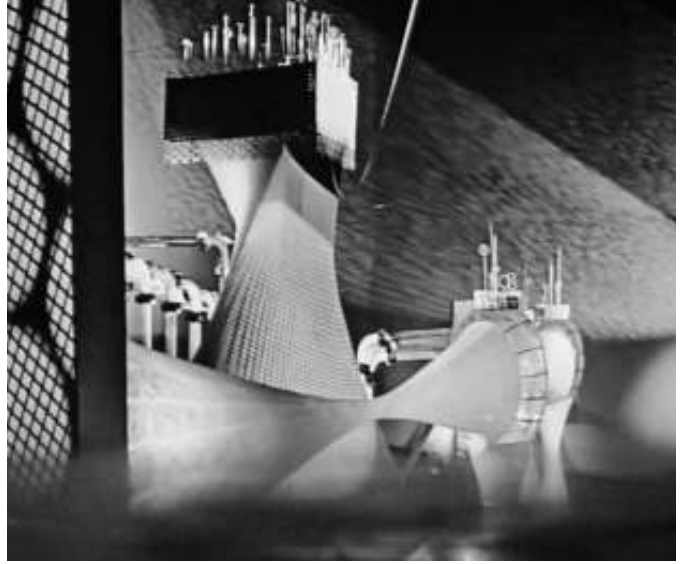
Karel Čapek, *R.U.R.*¹

Der rote Ball

- 1 «Myslíte, že duše začíná skřípáním zubů?» Karel Čapek: *R.U.R.* (Rossums Universal Robots). Kolektivní drama o vstupní komedii a třech aktech, Prag 1920, Szene 9, Prolog. Übersetzung der Autorin. Zuletzt aufgerufen am 25. April 2023: <https://www.gutenberg.org/files/13083/13083-h/13083-h.htm>
- 2 Zu Jiří Trnka und seinem Werk im Allgemeinen siehe die detaillierte Biographie von Luboš H. Augustin: Jiří Trnka, Prag 2002. Ferner Mark Buchmann (Hrsg.): Jiří Trnka. 20 Jahre Puppenspiel, Ausst.-Kat. Kunstgewerbemuseum Zürich 4. Juni bis 31. Juli 1966, Zürich 1966; Peter Hames: Czech and Slovak Cinema. Theme and Tradition, Edinburgh 2009, Kap. 10 «Animation», S. 188–205, →

Herbst 1962: Die Welt befindet sich auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges, die Möglichkeit einer atomaren Auseinandersetzung zwischen den beiden Supermächten UdSSR und USA erscheint während der Kubakrise so real wie nie zuvor. Zeitgleich wird in einem Sozialistischen Satellitenstaat ein knapp dreißigminütiger, animierter Sciencefiction-Film produziert, der trotz seiner kristallinen Technoästhetik nicht so richtig in die optimistischen Zukunftsvisionen der in der ČSSR allgegenwärtigen staatlichen Propaganda zu passen scheint. *Die kybernetische Großmutter*, so der Titel des tschechoslowakischen Puppentricksfilms von Jiří Trnka (1912–1969) (*Abb. 1*), entpuppt sich als surrealistische Dystopie, die den auf beiden Seiten des sogenannten Eisernen Vorhangs vorhandenen unbedingten Fortschritt und Technikglauben der 1950er und 1960er Jahre Sequenz für Sequenz in seiner Widersprüchlichkeit und Hybris enthüllt.²

Die eigentliche Handlung der *Kybernetischen Großmutter* ist rasch nacherzählt: Ein kleines Mädchen, das bei seiner Großmutter auf der Erde zu Besuch ist, erhält eine futuristische Sprachnachricht von seinen in einer fernen Galaxie forschenden



Eltern. Nun, wo der Hausbau beendet sei, solle es wieder nach Hause kommen. Nachdem es von der Großmutter zum Weltraumbahnhof gebracht und dabei ein letztes Mal vergnügt mit der liebevollen Alten Ball gespielt hat, begibt sich das Mädchen auf die intergalaktische Reise. Von Musik untermalt, wechseln sich in deren Verlauf die überwältigenden Visionen eines schier unendlichen Kosmos mit emotionalen Erinnerungen ihres wohlbehüteten familiären Erdendaseins ab. Auf dem fernen Planeten angekommen (Abb. 2), wird das Mädchen von einer kybernetischen Großmutter in Empfang genommen, die sich in Abwesenheit der Eltern um es kümmern soll (Abb. 3). Die Menschmaschine wirkt in ihrer skurrilen Gestalt wie eine nostalgische Zukunftskarikatur, die zwischen kommoder Behaglichkeit und technoider Kälte oszilliert: denn der mit metallischen Knäufen und gehäkeltem Spitzendeckchen versehene androide Ohrensessel wird von einem eiförmigen Haupt mit metallischen Insektenantennen gekrönt, in dessen Mitte der mundgleiche atomare Kern unheilvoll flackert (Abb. 4). Obgleich der Androide mit einer sanften Frauenstimme versehen ist und versucht, das Verhalten

Abb. 1
Filigranes Handwerk der Animation: Jiří Trnka bereitet das kleine Mädchen in seinem Studio auf das Filmabenteuer der «Kybernetischen Großmutter» vor, Porträt von Alexandr Hampl, 1962.

Abb. 2
Weltraumtourismus im Puppentrickfilm. Anflug auf den Bahnhof einer intergalaktischen Stadt, Jiří Trnka, «Die kybernetische Großmutter», 1962 (Filmstill 15:04).



Abb. 3
Märchenstunde mit Lehn-
stuhl-Androiden. Jiří Trnka,
«Die kybernetische Groß-
mutter», 1962 (Filmstill
20:34).

der menschlichen Großmutter *en detail* zu simulieren, entpuppt er sich rasch als gänzlich empathielose Maschine. So zwingt die kybernetische Großmutter das Mädchen zu körperlicher Ertüchtigung – aus einem zwanglosen Spiel wird Drill, unterstrichen vom totalitären Klassenziel und der Phrase des gesunden Geistes im gesunden Körper – und unterzieht es einem groben Hygieneprogramm, in dem es von einer krakenartigen Waschanlage von allen Seiten mit metallischen Bürsten geschrubbt wird. Auch die Märchenstunde gerät aus den Fugen, zumal sich die Kinderfabel rasch in eine Geschichte mit tödlichen Lektionen verwandelt. Der Kontrast zwischen Stimmlage und sprachlichem Gehalt könnte kaum eklatanter sein. Nach diesen Quälereien versteckt sich das kleine Mädchen verängstigt in der modern designten Wohnung und wird schlussendlich von seiner menschlichen Großmutter gerettet, die intuitiv, von Herzensvernunft geleitet, den weiten Weg durch den Weltraum angetreten ist, um nach ihrer Enkelin zu sehen. Sie schaltet ihr androides Konterfei mit einem Knopfdruck aus und der technoide Albtraum wird durch die Kraft der zwischenmenschlichen Umarmung beendet.



Abb. 4
Atomkopf mit Häkelhaube.
Jiří Trnka, «Die kybernetische Großmutter», 1962
(Filmstill 19:54).

Rebellische Puppenspiele

Diese auf den ersten Blick humanitär schlicht, naiv anmutende Linearität des filmischen Narrativs sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass Trnka, der «Walt Disney des Ostens»,³ in dem Kurzfilm subversive Themen von universaler Bedeutung zur Sprache bringt. Wie so häufig unter totalitären Bedingungen kleidet auch der tschechische Künstler dabei das existentiell Dringliche und Abgründige in das allegorische Gewand des Märchenhaften.⁴ Trnka, der als Illustrator, Kostüm- und Bühnenbildner, Drehbuchautor und Regisseur über ein beträchtliches Rollenportfolio verfügte und den tschechischen animierten Film mitbegründet hatte, verstand Märchen prinzipiell als doppelbödige, kritische Räume, in denen die Phantasie Erwachsenen politische Gegenwelten skizzieren kann.⁵

Ausgehend von einer Vorlage Ivan Klímas (geb. 1931), wird im Falle der *Kybernetischen Großmutter* vor dem Hintergrund sozialistisch dekretierten Zukunftsglaubens das prekäre Verhältnis von Mensch und Technik ausgelotet und der Unterschied von (ma-

→ und Rolf Giesen: *Puppetry: Puppet Animation, and the Digital Age*, London 2019, Kap. 4: «Puppetoons versus Jiří Trnka», S. 35–52. Am Rande wird in diesen Publikationen auch die «Kybernetische Großmutter» behandelt.

- 3 Es war ein amerikanischer Journalist, der Trnka 1959 als «Walt Disney des Ostens» bezeichnete, nachdem er dessen animierten Puppenfilm «Ein Mittsommernachtstraum» in Cannes gesehen hatte. Siehe hierzu die Hinweise im Online-Artikel von Edgar Dutka: Jiri Trnka – Walt Disney Of The East!, in: *Animation World Magazine*, 5, 4, Juli 2000. Zuletzt aufgerufen am 25. April 2024: <https://www.awn.com/>→

- animationworld/jiri-trnka-walt-disney-east
- 4 Der tschechische Autor und Gründer der Kulturzeitschrift «Lettre International» Antonín J. Liehm hat dies konzipiert auf den Punkt gebracht: «[...] it was much harder for the watchdogs to penetrate the land of fairy tales, folk stories and poetic visions, in pursuit of puppet film, all the more so since at that time folklore was recommended and defended by the state.» Antonín J. Liehm: *Closely Watched Films: The Czechoslovak Experience*, New York 1974, S. 112.
- 5 Vgl. hierzu die Ausführungen in Augustin: Trnka.
- 6 Vgl. hierzu Anm. 2 sowie Dutka: Trnka.
- 7 Homer: *Ilias*, Griechisch-Deutsch, übers. von Hans Rupé, Sammlung Tusculum, München 2013, 18. Gesang, S. 645.
- 8 Alexander Wöll: Der Golem. Kommt der erste künstliche Mensch und Roboter aus Prag?, in: Marek Nekula, Walter Koschmal, Joachim Rogall (Hrsg.): *Deutsche und Tschechen. Geschichte, Kultur, Politik*, München 2001, S. 235–245; Gerschom Scholem: *Der Golem von Prag und der Golem von Rehovot*. Judaica 2, Frankfurt/M. 1987.

schineller) Simulation und (menschlicher) Emotion in einem technischen Medium und mit modernen Mitteln bildgewaltig in Szene gesetzt. Auch werden die Gefahren angedeutet, welche von einer artifiziellen Intelligenz ausgehen, die Regeln innersystemisch generiert und auf die menschliche Lebenswelt operational anwendet. Zu diesem Vexierspiel zählt, dass immer wieder religiöse Bildelemente in das visionäre «Puppenspiel» eingeflochten werden. So steht die *Kybernetische Großmutter* aufgrund ihrer teils nostalgischen Formensprache nicht nur in starkem Kontrast zu der Ästhetik des Sozialistischen Realismus, sondern stellt mit ihrem retrofuturistischen Charme und Eigensinn die Utopien der konstruktivistischen Avantgarden gleichsam auf den Kopf.⁶

Préludes robotiques

Mit der *Kybernetischen Großmutter* reiht sich Trnka in eine lange tschechische Tradition des künstlerischen und philosophischen Nachdenkens über *Automata* und Roboter ein. Eine der frühesten Beschreibungen von mythologischen Automaten findet sich bei Homer, der in der *Ilias* schildert, dass Hephaistos, der Gott des Handwerks, selbstfahrende Fahrzeuge, gar goldene künstliche Dienerinnen angefertigt hatte, die mit Vernunft und Sprache gesegnet waren.⁷ Bereits in der Antike und in der Frühen Neuzeit ging es dabei keineswegs nur um den Versuch, nützliche Mechanismen und Automaten als Sekundanten herzustellen. Vielmehr war das Bestreben, Androiden, Automaten in Menschengestalt, zu erschaffen, mit dem Wunsch verbunden, hinter das Geheimnis von Bewegung, Beseelung und (emotionaler) Intelligenz zu kommen. Die Risiken, die eine solche «widernatürliche» Kreatur für die Menschheit mit sich bringen könnte, wurden in Prag früh präzise benannt: im aus Lehm gestalteten Golem, der zwar keinen Intellekt, geschweige denn einen freien Willen besitzt, jedoch eine ungeheure Zerstörungskraft in sich birgt und Verderben und Tod über die Menschen bringen kann, wenn er nicht der sinnstiftenden und disziplinierenden Kontrolle des Menschen unterworfen ist.⁸ Dieser alte Mythos aus der Frühen Neuzeit erfreute sich in den 1910er und 1920er Jahren großer Beliebtheit. Das belegen etwa die drei expressionistischen «Golem»-Stummfilme von Paul Wegener, die als Ursprung des Horrorfilm-Genres



Abb. 5

Maschinen an der Macht.
Die New Yorker Theater
Guild führt Karel Čapeks
«R.U.R.» in der Theater-
saison 1928/29 auf.

gelten. Auch in Prag wurde er literarisch vielfältig aufgegriffen, 1915 in Gustav Meyrinks *Golem* oder auch in Karel Čapeks (1890–1938) Theaterstück *R.U.R.* von 1920. In einer nicht näher bestimmten fernen Zukunft rebellieren hier rechtelose, als billige Arbeitskräfte ausgebeutete Androiden – die *Rossumovi Univerzální Roboti* – nach Jahren der Unterdrückung gegen die sie beherrschenden Menschen und löschen die Menschheit letztlich aus (Abb. 5). In *R.U.R.* wird nicht nur der Begriff *Robot* erstmalig eingeführt, der sich auf den tschechischen, vom Westslawischen abgeleiteten Begriff *robota* stützt – was so viel wie Zwangs- oder Fronarbeit heißt.⁹ Vielmehr öffnet Čapek in seiner Dystopie den Blick für das Drama der wechselseitigen Ausbeutung von Mensch und Maschine, und lotet zugleich schon im Titel mit einem Wortkonstrukt von *Rozum* (Verstand) die fließenden Grenzen zwischen dem Menschlichen und dem Künstlichen aus.¹⁰ Hell-sichtig spielt er in seiner politischen Technikkritik auf die möglichen totalitären Abgründe künstlicher Intelligenz an, eröffnet aber zugleich auch einen lichten transhumanen Horizont: Am Ende des Stücks werden die beiden Androiden Helena und Pri-

9 In der Weihnachtsausgabe der Zeitung «Lidové noviny» spricht Karel Čapek über den Ursprung des Begriffs Robot. Er selbst habe für die Menschmaschinen an «Laboranten» gedacht, aber sein Bruder, der Maler Joseph Čapek, schlug den Begriff «Robot» vor. Vgl. hierzu Lidové noviny, 24.12.1933, S.12, Karel Čapek: O slově robot. Siehe auch Ivan Margolius: The Robot of Prague, in: Newsletter, The Friends of Czech Heritage, 17 (2017), S. 3–6.

10 Zu Karel Čapek sowie dem Theaterstück «R.U.R.» siehe etwa das Buch von Ivan Klíma, der die Vorlage für die «Kybernetische Großmutter» geschrieben hatte. Ivan Klíma: Karel Čapek: Life and Work, North Haven 2002. Zu →

- den stärker philosophischen Implikationen siehe Kamila Kinyon: *The Phenomenology of Robots. Confrontations with Death in Karel Čapek's R.U.R.*, in: Arthur B. Evans (Hg.): *Visions. Essays on Early Science Fiction*, Middleton 2014, S. 240–266.
- 11 Vgl. den Artikel von Lawrence Formisano zur tschechoslowakischen Sciencefiction-Tradition in «Progetto Repubblica Ceca» vom 19. Februar 2021: <http://www.progetto.cz/cecoslovacchia-culla-della-fantascienza/?lang=en>. Zuletzt aufgerufen am 25. April 2023.
- 12 *Věk kybernetiky: populární encyklopedie*. SNTL – Nakladatelství technické literatury, Prag 1966.
- 13 Martin Flašar hat diese Zusammenhänge in seinem Aufsatz vorzüglich herausgearbeitet. Martin Flašar: Jan Novák, Jiří Trnka, a jejich *Kybernetická Babička*, in: *Musicologica Brunensia* 48 (2013), 1, S. 57–61.

mus zu den pseudoadamitischen Stammeltern einer neuen Androidenspecies, die nicht nur über freien Willen und rationale Intelligenz verfügt, sondern auch komplexe Gefühle wie Maschinenliebe entwickeln kann.

Prager Klangwelten

Karel Čapeks *R.U.R.* feierte bereits kurz nach Erscheinen große Erfolge und wurde in den 1920er und 1930er Jahren auf internationalen Bühnen viel gespielt. Auch wenn das Genre des «čapekaesken», dystopischen Sciencefictions nach der kommunistischen Machtübernahme von 1948 nicht mehr mit den Zukunftsvisionen des Regimes übereinstimmte,¹¹ war es in dissidentischen Kreisen, die an modernistische und surrealistische Traditionen anknüpften, weiterhin stilprägend. Klímas und Trnkas *Kybernetische Großmutter* muss vor diesem Hintergrund doktrinärer Zukunftsplanung gelesen werden. Zugleich hält der poetische Animationsfilm jedoch auch Schritt mit den wissenschaftstheoretischen Entdeckungen der eigenen Zeit – die organische Konstruktion von «Kybernetik» und «Großmutter» deutet es mit spielerischem Fingerzeig im Titel gleich an. Ähnlich wie in den USA, der UdSSR, der DDR oder in der Systemtheorie der jungen Bundesrepublik kam es in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren auch in der ČSSR zu einer intensiven wissenschaftlichen sowie gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung mit der Kybernetik, was sich etwa in der Publikation der populären Enzyklopädie *Věk kybernetiky* (Das Zeitalter der Kybernetik) von 1966 widerspiegelt.¹² Zu diesem tiefgreifenden Interesse hatte zweifellos die tschechische Übersetzung von Norbert Wiens (1894–1964) Schriften beigetragen: *Kybernetik. Regelung und Nachrichtenübertragung im Lebewesen und in der Maschine* (1948) erschien 1960, bereits drei Jahre später gefolgt von *Mensch und Menschmaschine – Kybernetik und Gesellschaft* (1950).¹³ Besonders in der Neuen Musik spielte die Erforschung der Interrelation von lebendigem Organismus und Maschine, von Gehirn und Computer, und nicht zuletzt die Bedeutung von Steuerung und Organisation eine grundlegende Rolle. Der Verband der tschechoslowakischen Komponisten gründete 1963 – zeitgleich mit der tschechischen Veröffentlichung von Wiens *Mensch und Menschmaschine* – die

Kybernetische Kommission, die sich der Anwendung der kybernetischen Prinzipien in der Musik widmete, wobei der elektronischen Musik besondere Aufmerksamkeit zuteil wurde.¹⁴ Auch in der *Kybernetischen Großmutter* ist die dystopische Atmosphäre des Filmes durch technoide Klangwelten mitorchestriert. Jan Novák (1921–1984), der nach einer neoklassizistischen Phase mit seriellen Techniken und Aleatorik experimentierte, zeichnete für den gesamten Soundtrack verantwortlich. Dabei alternierte er synkretistisch eigens komponierte Stücke für Orgel beziehungsweise für Synthesizer und elektronische manipulierte Instrumente mit Montagen von Mozarts *Eine kleine Nachtmusik* sowie Swing aus den Dreißigerjahren. Die tonalen und zeitlichen Dissonanzen, die so kreiert wurden, erschaffen eine flirrende Stimmung permanenter Spannung, die die Rezipienten zu einer Hinterfragung der nur scheinbar leicht zu dechiffrierenden Inhalte provoziert.

Schutzensel und Androiden

Diese tonale Tiefschichtigkeit kennzeichnet auch die visuelle Gestaltung der *Kybernetischen Großmutter*. Trnka bedient sich bewusst einer eklektischen Bildsprache, in der organistische Jugendstilformen mit technoiden Elementen des Konstruktivismus und Funktionalismus verschmolzen werden.¹⁵ Die farbliche Palette des Films spiegelt das widersprüchliche Zusammenspiel von Organischem und Technischem ebenfalls wider: so erstrahlt die irdische Sphäre in sanften, warmen Tönen, während die futuristische Technostadt durch kühle Grau- und Blauschattierungen besticht. In der Linie des tschechischen Poetismus der 1920er Jahre versucht Trnka das Traumhafte, Unbewusste und Abgründige zu visualisieren, das die vermeintlich glatte Oberfläche der Kommunikation durchbricht.¹⁶ Dieser Verflechtung verschiedener Ästhetiken und Zeitschichten kommt in der *Kybernetischen Großmutter* disruptives Potential zu. Der Rekurs auf die Bildsprache der Vergangenheit findet sich häufig dann, wenn der ideologisch-technische Komplex in seiner Janusköfigkeit enthüllt werden soll. In Abgrenzung etwa zu Alexander Rodtschenkos (1891–1956) Umschlaggestaltung für Vladimir Majakowskis Poem *An Sergej Jessenin* (1926), in der die »nostalgisch-naive« For-

14 Flašar: Jan Novák, S. 58.

15 Jaroslav Boček: Über Trnka und sein Schaffen, in: Mark Buchmann (Hg.): Jiří Trnka. 20 Jahre Puppenspiel (wie Anm. 2), S. 10–17, insb. S. 10 und S. 12.

16 Nach Antonín J. Liehm spielte Trnka für die gesamte Prager Kunstszenen eine wichtige Rolle, da er verschiedene Kunstgattungen, Altes und Neues spielerisch vereinte: »Trnka was a connecting link among different art forms therefore. His activities aided the cross-fertilisation of ideas within the Prague artistic community. One of his most important accomplishments was to bring modernist art forms into film when 'formalism' was officially frowned upon in his country. Drawing from surrealism [...], Trnka showed the way to cinematic innovation in the midst of the Stalin era. Thus his contribution to the Czech cinema was significant indeed.« Zitiert in: David W. Paul (Hg.): Politics, Art and Commitment in the East European Cinema, London 1983, S. 254.

Abb. 6
Schutzengel im technischen Zeitalter. Jiří Trnka, «Die kybernetische Großmutter», 1962 (Filmstill 16:09).



17 Trnka ist immer wieder für diesen offenen und integrativen Umgang mit der Tradition kritisiert worden. So schrieb ein regimeaffiner Kritiker 1948, nach der Premiere von «Des Kaisers Nachtigall», «die faulige Trauer des Jugendstils weht aus diesem Werk». Zitiert nach Boček: Über Trnka und sein Schaffen, S. 10.

18 Es handelt sich um ein um 1900 entstandenes Schutzengelbild, das unter anderem in Deutschland und in Polen als Postkarte verkauft wurde. Der Autor ist anonym, allerdings finden sich ähnliche Motive bei Fridolin Leiber oder Bernhard Plockhorst. Vgl. Wolfgang Brückner: Kleinbürgerlicher und wohlstandsbürgerlicher Wandschmuck im 20. Jahrhundert, in: Wolfgang Brückner: Kunst und Konsum – →

mensprache der Vergangenheit plakativ mit revolutionären Zukunftsvisionen kontrastiert wird, wird das Vergangene in Trnkas *Kybernetischer Großmutter* emphatisch aufgeladen.¹⁷ So lässt Trnka in einer Photographie des Vaters im Astronautenanzug die Figur des Heiligen Antonius von Padua aufscheinen, der als Schutzpatron der Reisenden und Kinder gilt. Noch offensichtlicher ist diese positive Aneignung religiöser Motive – für die der kommunistische Heiligenkalender keinen Platz mehr hat – jedoch in der Integration eines sentimental Schutzengelbildes, das sich im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert enormer Beliebtheit erfreute. Es zirkulierte nicht nur als Postkarte, sondern hing als Druck in den Kinderzimmern ganz Europas.¹⁸ Im Animationsfilm kommt dem Schutzengelbild, das von dem kleinen Mädchen als Altarbild andächtig bestaunt wird, eine ikonische Funktion zu (Abb. 6). Das Motiv der Brücke, über die die Kinder vom Schutzengel sicher geleitet werden, zieht sich wie ein roter Faden durch den Film, ebenso wie die vielfältigen Flugmotive und symbolischen Variationen von Flügeln: sie erscheinen als Attribute göttlichen Schutzes, oder eben als Zeichen des Bösen im Falle des

Androiden, dessen gehäkelte Haube Engelsflügel lediglich simuliert. Trnkas Anspielung auf die im Kommunismus verpönte Volksfrömmigkeit sowie seine Aneignung und Transformation religiös aufgeladener Bildelemente bekommt hier eine scharfe systemkritische Note. Die darin aufgefächerte Dialektik von Emotion versus Technik, von Empathie versus Simulation lässt keinen Zweifel darüber aufkommen, dass das menschliche Dasein seine Erfüllung schwerlich in einer rational durchorganisierten, artifiziellen Maschinenwelt finden wird.

Das Unverfügbare und ChatGPT

Was dieses politische Märchen spielerisch zeigt, ist, dass es jenseits der logischen Matrix mit ihrem totalitären Anstrich einen «unverfügbaren» Raum des Nichtsprachlichen gibt, der weder maschinell kalkulierbar noch ideologisch indoktrinierbar ist, sondern nur existentiell erfahrbar und poetisch andeutbar ist.¹⁹ Die sanfte Stimme der kybernetischen Großmutter täuscht nicht darüber hinweg, dass ihre programmierten «Wahrheiten» unreflektierte Wiedergaben propagandistisch produzierter Phrasen sind. Dass das Vertrauen zwischen der menschlichen Großmutter und der Enkelin in nonverbaler Kommunikation, in Gestik, emotionaler Zugewandtheit und freudvoll geteilten Spielen gründet, ist das eigentliche Widerlager gegen die technische Macht des Algorithmus, in dem selbst das zwanglose Kinderspiel Bestandteil einer agonalen Disziplinierung ist.²⁰ *Die kybernetische Großmutter* ist als Film ein subversives Produkt der sozialistischen Sechzigerjahre eines vergangenen Jahrhunderts – deutet aber schon weitsichtig unsere eigenen technoiden Träume an und lässt sich für uns heute auch als kritischer Kommentar zu neuen Sprachmodellen im digitalen Zeitalter lesen. *Die kybernetische Großmutter* ist ein poetischer «Tractatus» unserer Zeit. Worüber ChatGPT sprechen kann, darüber muss man nicht schweigen.²¹

→ Massenbilderforschung, Würzburg 2000, S. 407–444, hier S. 426.

19 Trnka betont, dass «die innere Kultur des Menschen und das äussere Erkennen sich nicht das Gleichgewicht halten, dass ausser greifbaren Elementen im Menschen viele Elemente sind, die man nicht greifen kann, die aber im Leben eine grosse Rolle spielen». Zit. nach Boček: Über Trnka und sein Schaffen, S. 11.

20 In der Literatur zu Trnka wird immer wieder auf die Bedeutung des Schweigens und der nicht-verbalen Kommunikation hingewiesen. Siehe etwa: <https://www.sensesofcinema.com/2013/cteq/the-passion-of-the-peasant-poet-jiri-trnka-a-midsummer-nights-dream-and-the-hand/#10>. Zuletzt aufgerufen am 25. April 2023.

21 Der letzte, vielzitierte Satz von Ludwig Wittgensteins «Tractatus logico-philosophicus»: «Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen» (TLP 7) hat seit Anbeginn vielzählige, durchaus widersprüchliche Deutungen provoziert. Eine Interpretationslinie besagt, dass gemäß Wittgenstein alles ethisch und somit existentiell Bedeutsame auf der Seite des Unausprechlichen und des Schweigens angesiedelt sei. Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus*, Werkausgabe Bd. 1, Frankfurt/M. 1984, S. 85.

Bildnachweis: Abb. 1: © Alamy Stock. – Abb. 2, 3, 4, 6: © Národní filmový archiv. – Abb. 5: wikimedia commons.

Konzept & Kritik

PHILIPP LEPENIES

Der Preis ist heiß

Ökologische Kommunikation mit Zahlen

Seit einigen Jahren wird im Zusammenhang mit der Klimakatastrophe davon gesprochen, dass aufgrund der massiven menschlichen Eingriffe in das Erdsystem ein neues geologisches Zeitalter begonnen hätte. Da sich die Folgen menschlicher wirtschaftlicher Aktivität praktisch überall auf dem Planeten nachweisen lassen, sei es in Form von Mikroplastik, Radioaktivität, dem Ausstoß von Kohlendioxid oder Methan, spricht man mittlerweile von dem das Holozän ablösenden Anthropozän. Üblicherweise wird der Beginn des Anthropozäns mit der Erfindung der Dampfmaschine und der damit einhergehenden gestiegenen und anhaltenden Nutzung fossiler Energieträger gleichgesetzt.

Im Jahr 2004 publizierte ein Forscherteam von Geologen und Geophysikern unter der Leitung von Will Steffen einen Aufsatz mit dem Titel *The Great Acceleration*. Herzstück des Papers war eine Sammlung von Grafiken, die den Einfluss menschlicher Aktivität auf den Planeten zeigen. Dabei wurde jeweils der Zeitraum von 1750 bis heute dargestellt. Bei allen Grafiken, ob sie die Ozeanversauerung, den CO₂-Ausstoß zeigen, den Stickstoffeintrag im Boden, den Verlust von Regenwald oder den mittleren Temperaturanstieg, zeigt die Kurve einen Verlauf, der an einen liegenden Eishockeyschläger erinnert. In jedem Bereich nimmt die Aktivität über einen langen Zeitraum nur unmerklich zu; ab den 1950er Jahren aber exponentiell. Sie nimmt genau

seit dem Moment dramatisch zu, als sich weltweit Wachstum als Regierungsziel durchsetzte. Die extreme politische Fixierung auf Wachstum, das *Growthmanship*, korreliert mit der unwiederbringlichen Zerstörung unserer Lebensgrundlagen.

Auch wenn Wachstum mit Kapitalismus in Verbindung gebracht wird, muss der Fairness halber erwähnt werden, dass nicht nur der Kapitalismus mit seinem Fokus auf Wachstum an dieser Großen Beschleunigung schuldig ist. Auch die Planwirtschaft der Sowjetunion und ihrer Satellitenstaaten war, solange sie existierte, auf Wachstum fixiert (wenn auch nicht unter Zuhilfenahme der dem Kapitalismus vorbehaltenen BIP-Statistik). Und genauso wie die kapitalistischen Staaten die negativen Folgen ihres technischen und industriellen Fortschritts ausblendeten, kümmerten auch die Kommunisten und Sozialisten die ökologischen Folgen ihrer Industrialisierung wenig. Die Unzulänglichkeiten der BIP-Berechnung sind bekannt. Das BIP orientiert sich nur an Gütern und Dienstleistungen, die auch am Markt gehandelt werden. Unentgeltliche Heimarbeit oder Pflege von Angehörigen (*Care-Arbeit*) wird nicht gezählt und bleibt unsichtbar. Negative externe Effekte auch nicht. Dahinter verbergen sich beispielsweise Luft- und andere Umweltverschmutzungen oder Naturzerstörung. Das Abholzen eines Waldes für Zwecke des Profits oder das Überfischen des küstennahen

Meeres sind positive Wachstumseffekte. Wenn ein Unternehmen im Produktionsprozess der Umwelt schadet, ein anderes damit beauftragt wird, den Schaden zu beheben, tragen beide zu Wachstum bei. Auch die Kosten des Wiederaufbaus im Ahrtal werden sich positiv auf das deutsche Wirtschaftswachstum auswirken. Dass dafür die Vermögenswerte und Lebensgrundlagen vieler Menschen erst zerstört werden mussten, zeigen die Zahlen nicht.

Die Fixierung auf Wachstum blendet seit Jahrzehnten aus, dass unsere Wirtschaftsstruktur durch die Nutzung fossiler Energie maßgeblich zur Erderwärmung und Umweltzerstörung beigetragen hat. Auch der Verlust von Biodiversität und ökologisch wertvoller Landschaften durch Straßenbau, Zersiedelung und Bodenversiegelung ist in den Wachstumszahlen, die diese Aktivitäten befeuern, nicht erfasst worden. Die zu hohen Stickstoff- und Phosphatwerte in Böden und Gewässern ebenso wenig.

Schon vor fünfzig Jahren hatte der Club of Rome mit seiner Publikation *Limits of Growth* auf die Paradoxie hingewiesen, dass die Vorstellung unendlichen und kontinuierlichen Wirtschaftswachstums in einer Welt endlicher Ressourcen nicht möglich ist. Die Umweltbewegung hat seit den 1960er Jahren auf die negativen Folgen unserer Wirtschaftsweise aufmerksam gemacht. Dass es durch unsere industrielle Entwicklung zu einem lebensbedrohenden Treibhauseffekt in der Atmosphäre kommt, ist schon seit mindestens vier Jahrzehnten bekannt. Außer, dass dies in einigen Ländern zur Herausbildung ökologisch-orientierter politischer Bewegungen führte, und trotz der Tatsache, dass sich Umweltpolitik als neues politisches Handlungsfeld etablierte, sowie internationaler Bemühungen zum Klimaschutz, hat sich bislang wenig durchgreifend Transformatives getan. Die Bereitschaft, wirklich gegenzusteuern, war in den letzten Jahrzehnten nicht besonders ausgeprägt. Das lag zum einen an den enormen Desinformationsbemühungen der fossilen Energiewirtschaft. Zum anderen aber auch

daran, dass selbst heute für viele weiterhin das Mantra gilt, dass Wachstum zwar ein Problem ist, aber eben auch die einzige Lösung: in Form eines von fossiler Energie entkoppelten Wachstums, von «grünem» Wachstum oder anderweitig nachhaltigem Wachstum.

Wenn die aktuelle Bundesregierung hofft, durch neuartige Zahlen eine Bewertungsgrundlage für ökonomische, ökologische und soziale Belange zu erhalten, zeigt das, dass sich zwei Themen politisch in den Vordergrund gedrängt haben. Im Gegensatz zu früher können sie nicht länger ignoriert werden: der Klimawandel sowie steigende soziale Ungleichheit. Letzteres überrascht wenig. Genau wie die Wachstumsfixierung auf dem ökologischen Auge blind machte, wurde auch die Verteilungsfrage ausgeblendet.

Dass man auf politischer Seite glaubt, diese Probleme vorrangig durch neue Indikatoren in den Griff zu bekommen, geht auf eine Initiative der OECD zurück. Die OECD, ursprünglich gegründet, um im geopolitischen Einflussbereich der Vereinigten Staaten die Methode der Wachstumsberechnung bekannt zu machen, zeigte sich kurz nach der Jahrtausendwende schockiert über neueste Befragungsergebnisse. In ihren Mitgliedstaaten gab über ein Viertel der Bevölkerung an, offiziellen Zahlen und den darauf gründenden politischen Interpretationen der Wohlfahrt nicht länger zu glauben. Die Politik interpretierte positive Wachstumszahlen als Ausdruck allgemeiner Wohlfahrtssteigerung. Ihre eigene Lebensrealität empfanden die Bürger jedoch zunehmend anders. Die OECD sah durch diese unterschiedliche Wahrnehmung die Stabilität der Demokratie bedroht. Auch der Klimawandel wurde zu dieser Zeit immer spürbarer zu einem realen Problem. Die Lösung, die einer auf Statistik fixierten Organisation vorschwebte, war, die politische Aufmerksamkeit neben Wachstum verstärkt auch auf soziale und ökologische Dimensionen zu lenken – durch die Suche nach neuen Indikatoren.

Von der OECD ging deswegen 2007 eine inter-

nationale Initiative aus, in deren Verlauf sich verschiedene Staaten erstmalig mit der Frage beschäftigten, welche alternativen statistischen Indikatoren zukünftig politisch genutzt werden könnten, um die politischen Herausforderungen zu meistern. «Wir haben einen Kult um Zahlen kreiert, der uns gefangen hält», schrieb der damalige französische Präsident Nicolas Sarkozy im Vorwort des Berichts der von im eingesetzten Expertenkommission, die neue Statistiken für Frankreich ausarbeiten sollte. Die Idee für die Enquete-Kommission des Bundestages entstand in dieser Zeit.

Erstaunlich ist die im Einsetzungsbeschluss der deutschen Enquete-Kommission deutlich markierte politische Erwartungshaltung. Was die Politik erhoffte, war, *einen* Alternativindikator zum BIP und zum Wachstum zu finden. Der historischen Einzigartigkeit des BIP bewusst, war die Hoffnung, diesem *einen*, alle politische Aufmerksamkeit absorbierenden Indikator einfach einen *zweiten* entgegenzusetzen, der die Unzulänglichkeiten der Wachstumsberechnung abfedert, aber ebenso politisch wirkmächtig sein könnte.

Die Fixierung auf das Wachstum ebenso wie der Wunsch, alternative Indikatoren zu finden, zeigen, wie sehr modernes Regieren auf der Idee der «political Arithmetick» William Pettys beruht. Der Anatom aus dem Oxford des 17. Jahrhunderts, enger Freund Newtons, entwickelte zeitgleich zu den ersten modernen naturwissenschaftlichen Forschungen die Idee, dass nicht nur die physische Welt durch Zahlen verstanden werden könnte, sondern sich auch die Regierung in ihrem Handeln auf Zahlen verlassen musste. Da zu seinen Lebzeiten statistische Daten kaum vorhanden waren, verfiel seine Idee zunächst nicht. Allerdings blieb das Ideal einer transparenten «politischen Arithmetik» am Leben – auch, weil ein deutscher Forscher in Göttingen im 18. Jahrhundert Pettys Begriff durch ein neu erfundenes Wort ersetzte, das den Stellenwert von Zahlen für die Regierung eines Staates noch deutlicher machen sollte: Statistik. Für Michel

Foucault war modernes Regieren, das ganze Wesen der *Gouvernementalität*, eng mit dem Wunsch verbunden, die Komplexität der Welt in Zahlen, in Statistiken, zu übersetzen. Handels-, Gesundheits- und Steuerstatistiken mögen seit Jahrhunderten Bestandteil der Politik gewesen sein – aber nichts war vergleichbar mit der politischen Aufmerksamkeit, die das Wachstum bekam.

Einzelne Forscher hatten seit Petty immer wieder versucht, ein statistisches Gesamtbild der Wirtschaft zu entwickeln. Aber keine Regierung der Welt hatte sich dafür ernsthaft interessiert. Das änderte sich erst mit der Weltwirtschaftskrise 1929 sowie dem Zweiten Weltkrieg. Der Grad des Fehlens statistischer Wirtschaftsdaten in den Jahren vor und nach dem Schwarzen Freitag ist aus heutiger Sicht erstaunlich. Die damaligen Ökonomen überboten sich mit Spekulationen, wann es wieder aufwärts gehen würde. Als die Erholung ausblieb und die Masse der Arbeitslosen bedrohliche Ausmaße annahm, waren es die Vereinigten Staaten, die als einziges Land Forscher direkt beauftragten, zukünftig in *einer* Kennzahl zu erfassen, wie es der Bevölkerung ging. (Ironischerweise waren die wichtigsten beteiligten Forscher emigrierte Sowjetrussen – so dass die entstehenden Statistiken maßgeblich auf den Erfahrungen planwirtschaftlicher Berechnungen beruhte). Die Idee des Volkseinkommens wurde in den ersten Regierungsjahren Roosevelts nicht nur zu einer erstmalig staatlich erfassten offiziellen Zahl. Sie bekam höchste innenpolitische und mediale Aufmerksamkeit. Das Volkseinkommen zeigte, wie sehr sich die Einkommen der Haushalte durch die Krise verringert hatten. Das Volkseinkommen zu steigern und dafür zu sorgen, dass den Menschen mehr Geld zur Verfügung stand, war das erklärte Ziel Roosevelts.

Mit dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Zweiten Weltkrieg musste die amerikanische Industrie im Eiltempo von einer Friedens- in eine Kriegswirtschaft transformiert werden. Dabei kam es im *Department of Commerce*, dem Handelsministe-

rium, in dem das Volkseinkommen offiziell berechnet wurde, zum Streit. Einige Mitarbeiter warnten davor, dass die massiv erhöhten Verteidigungsausgaben das Volkseinkommen verringern würden. Die Menschen würden unweigerlich wieder in die Armut abdriften. Andere, unterstützt durch den britischen Ökonomen Keynes, bei dem fast alle aus dieser Gruppe studiert hatten, plädierten dafür, in Kriegszeiten nicht länger das Einkommen der Haushalte zu erfassen. Stattdessen sollte man sich durch einige methodischen Veränderungen der Berechnung nur noch auf den Wert der produzierten Güter, also die Produktion konzentrieren. Die amerikanische Regierung konnte im Krieg nicht länger die Haushaltseinkommen in den Fokus nehmen. Das war einfach unwichtig geworden. Sie musste stattdessen mit einem Blick erfassen können, ob genug Panzer, Gewehre, Flugzeuge und Schiffe produziert wurden. Das war die gebotene Priorität. Diese Ansicht setzte sich durch. Aus dem *National Income* wurde so 1942 das *Gross National Product*, das Bruttosozialprodukt – das in den 1990er Jahren durch das fast identische Konzept des Bruttoinlandsprodukts abgelöst wurde. Im Gegensatz zum Volkseinkommen setzte es *Products before People*.

Die Konzentration der politischen Aufmerksamkeit auf die Produktion beziehungsweise den Geldwert der Produktion entstammt einem besonderen historischen Moment und einem besonderen Kontext mit einem ganz spezifischen Ziel: dem Sieg über die Achsenmächte. Entscheidend war jedoch, wie es unmittelbar nach der Kapitulation weiterging. Das eigentlich nur für den Krieg erdachte Bruttosozialprodukt entpuppte sich als Wunderindikator, vor allem, wenn es von einem Jahr zum anderen wuchs. Innenpolitisch stand man in den Vereinigten Staaten nach dem Ende der Kampfhandlungen vor der Herausforderung, wie Millionen von heimkehrenden Soldaten wieder in den Erwerbsprozess eingegliedert werden könnten. Unter allen Umständen galt es, ein zweites 1929 zu vermeiden. Nie wieder sollte es Massenarbeitslosigkeit

geben. Die amerikanische Politik setzte auch im einsetzenden Frieden auf Wachstum, auf die Ausweitung der industriellen Produktion. In einem Zeitalter fehlender automatisierter Fertigung ging diese Rechnung auf. Mehr Produktion hieß automatisch mehr Arbeitsplätze. Mehr Arbeitsplätze bedeutete mehr Erwerbseinkommen. Mehr Einkommen bedeutete mehr privaten Konsum. Der wiederum befeuerte das Wachstum. Aber auch international war der amerikanische Fokus auf Wachstum unerwartet nützlich. Im Zuge des Marshall-Plans wurden die Empfängerländer der Gelder gezwungen, das Bruttosozialprodukt und das Wachstum so zu berechnen und auszuweisen, wie es die Vereinigten Staaten taten. Damit wurde die statistische Abbildung der Wirtschaftskraft international zumindest im Westen standardisiert. Wachstum wurde zum untrüglichen Zeichen für gelungenen Wiederaufbau und steigende Beschäftigung. Im einsetzenden Kalten Krieg wurde Wachstum außerdem das effektivste Bollwerk gegen Kommunismus und kommunistische Ideen. Im direkten Systemwettbewerb mit der Sowjetunion wurde Wachstum für Amerika überlebenswichtig. Niemand konnte wissen, wie technologisch und militärisch entwickelt die Atom- und Raumfahrtmacht Sowjetunion wirklich war. Da half nur, auf ein stetiges und dauerhaftes Wirtschaftswachstum im eigenen Land zu pochen. Die *Trente Glorieuses* waren die Nachkriegsjahrzehnte des ungebremssten Wachstums. Die Wachstumsraten der industrialisierten Welt waren hoch, Arbeitslosigkeit kein Thema, die materiellen Lebensbedingungen verbesserten sich wie nie zuvor. Die Fortschrittserzählung der Aufklärung schien zumindest auf wirtschaftlicher Ebene Realität geworden zu sein. Mit dem Wachstumsfokus verbesserte sich nicht nur das Leben von Millionen von Menschen. Das lange 19. Jahrhundert kam endlich zu seinem Ende. «A rising tide lifts all boats», hatte der amerikanische Präsident John F. Kennedy gesagt. Was er damit ausdrückte, war, dass die Verteilungskämpfe

und Verteilungsdebatten, die den Westen seit der französischen Revolution prägten, ein für allemal beendet waren. Auch der deutsche Architekt des Wirtschaftswunders, Ludwig Erhard, konnte in seinem Buch *Wohlstand für alle* seine Begeisterung kaum zügeln. Wie ungleich politisch klüger sei es doch, alle Anstrengungen auf das Wachstum zu richten, anstatt sich in Verteilungskämpfen zu zermürben. «Es ist leichter, jedem einzelnen aus einem immer größer werdenden Kuchen ein größeres Stück zu gewähren als einen Gewinn aus einer Auseinandersetzung über die Verteilung eines kleinen Kuchens ziehen zu wollen», schrieb er. Wachstum wurde nicht nur von einem Kriegs- zu einem Friedensziel. Wachstum wurde Garant des Friedens und der sozialen Harmonie – innen- wie aussenpolitisch.

Der Eindruck, Wachstum sei eine *One-Size-Fits-All*-Strategie, die alle Probleme lösen kann, beruht auf einer realen historischen Erfahrung. Wenn mit dem BIP und dem Wachstum auch heute noch vieles verbunden wird, was der Indikator eigentlich gar nicht statistisch erfasst oder erfassen soll, dann liegt das daran, dass der Indikator lange Jahre diese anderen Aspekte wirklich abbildete: Wohlfahrt, Lebensqualität, Geopolitik.

Die Tragik der heutigen Zeit ergibt sich daraus, dass es genügend Politiker gibt, die nicht begreifen, dass sich die Rahmenbedingungen lange geändert haben. Die Hochphase des Wachstums kann sich nicht wiederholen. Positives Wachstum heißt schon lange nicht mehr automatisch höhere Wohlfahrt und höhere Beschäftigung. Der Energie- und Materialbedarf unseres Lebensstandards und unseres Wirtschaftswachstums zerstört die Welt. Dennoch wird auch in der deutschen Politik weiter an der wundersamen Wachstumserzählung festgehalten. Ein Musterbeispiel für Pfaddependenz.

Eine andere Tragik ergibt sich andererseits aus dem Wunsch nach alternativen Indikatoren, die das BIP ergänzen. Ganz ablösen will es schließlich keiner. Damit ist die Vorstellung verbunden, dass

die politische Konzentration auf alternative Indikatoren automatisch zu ebenso positiven realen Effekten führen wird wie seinerzeit der Fokus auf das Wachstum. Nur diesmal auf sozialer und ökologischer Ebene. Politik, so hofft man, wird von alleine besser, sofern man nur auf die richtigen Statistiken schaut. Das Wunder des Wachstums soll sich mit anderen statistischen Parametern wiederholen. Genau das drückt der Willen nach einer «alternativen» Wohlfahrtsberichtserstattung aus.

Dies verkennt jedoch, dass die positiven realen Effekte der Wachstumspolitik nicht die «Folge» der statistischen Erfassung von Wachstum waren, sondern das Ergebnis eines historischen «Zufalls»: Der Tatsache, dass Wachstum zu einem bestimmten Zeitpunkt praktisch alle unmittelbar anstehenden politischen Probleme wirklich lösen konnte und das Leben aller Menschen anscheinend automatisch verbesserte. Wachstum als Idee und Dogma wurde politisch erfolgreich, weil Wachstum sich in der politischen Praxis unerwartet und ungeplant auf verschiedenste Art und Weise bewährte. Dieser Kontext ist historisch einmalig.

Die aktuellen Bemühungen, Politik zu verändern, indem man Indikatoren ändert, ignorieren die einzigartigen Hintergründe der Erfolgsgeschichte des Wachstums und des BIP. Auch der Wunsch, die Komplexität der sozialen und ökologischen Herausforderungen in *einem* einzigen Indikator abzubilden, wie es die Parlamentarier des Bundestags in ihrem Einsetzungsbeschluss zu hoffen wagten, zeugt von Wunschdenken. Früh zeigte sich in den Beratungen der Enquete-Kommission, dass die Konstruktion *eines* Indikators nicht realisierbar war. Die Idee wurde schnell verworfen. Stattdessen verfolgt man seitdem auch auf internationaler Ebene einen sogenannten *Dashboard*-Ansatz. Nicht einer, sondern eine Auswahl verschiedener wichtiger Indikatoren soll erfasst und abgebildet werden, ähnlich den Instrumenten eines Flugzeugcockpits.

Praktisch jeder denkbare soziale oder physische

Aspekt wird bereits seit langem in Zahlen erfasst und dokumentiert. Entscheidend ist, wann und wie aus einer Zahl oder einem Indikator echte politische Arithmetik wird, also ein Indikator, der Politik beeinflusst. Dazu muss sich die Politik zunächst auf einen Indikator einigen. Schon bei dem Versuch, ein *Dashboard* zu kalibrieren, gibt es üblicherweise einen nicht enden wollenden Streit darüber, was gemessen werden soll. Was für manche relevant scheint, ist es für andere nicht. Für die politische Effektivität eines Indikators ist außerdem wichtig, dass sich politische Maßnahmen unmittelbar und merklich als Veränderung von Messergebnissen abbilden lassen. Regieren nach Zahlen bedeutet, dass Regieren Zahlen auch verändern kann. Bei vielen Indikatoren, deren Messgrößen sich nur langfristig ändern oder deren Veränderung für die meisten Menschen gar nicht sofort spürbar ist, ist deren Potential, wichtige politische Arithmetik zu werden, gering.

Das Bruttoinlandsprodukt ist hingegen unumstritten erfolgreich, weil es in der Berechnung denkbar einfach ist. Es ist mathematisch eine simple Addition. Auch was gemessen wird, ist sofort verständlich. Es ist ein Geldbetrag. Und nicht irgendeiner, sondern ein Marktpreis. Ein Preis, der transparent ist und unwidersprochen. Genau das unterscheidet das BIP von vielen Indikatoren, die die ökologische Dimension abdecken und für eine politische Reaktion auf den Klimawandel wichtig wären. Entweder entziehen sich die Maßgrößen einer intuitiven Bewertung, wie die Konzentration von Kohlendioxid in der Atmosphäre oder der Ausstoß von Methan in Tonnen. Oder aber man versucht genau aus diesem Grund, nichtmonetäre Parameter zu monetarisieren um die Indikatoren dem BIP so ähnlich zu machen, wie es geht. Das Ziel heißt «Kommensurabilität». Umwelt, so genannte «Ökosystemdienstleistungen» oder erfolgte Umweltzerstörung werden dann als Geldbeträge ver-

ziffert. Aber da Umwelt keinen zweifelsfreien Marktwert hat, den man erfassen und ansetzen könnte, bleibt der Versuch der Monetarisierung oder Kommodifizierung von Gütern, die gar nicht am Markt gehandelt werden, nicht unwidersprochen. Für einige ist der angesetzte Preis zu hoch, für andere zu niedrig. Andere wiederum lehnen den Versuch, einen Preis für die Umwelt anzusetzen, grundsätzlich ab.

Keines der jemals vorgeschlagenen Alternativ-Dashboards hat bislang Politik spürbar verändert. Das gilt für Deutschland ebenso wie für andere OECD-Staaten. Das gilt auch für die 2015 von den Vereinten Nationen festgelegten und universell gültigen *Sustainable Development Goals*. Mit ihren fast 250 verschiedenen Indikatoren, mit denen *Planet, People and Prosperity* auf eine nachhaltige Grundlage gestellt werden sollen, sind sie eher das folgenlose über-*dashboard to end all dashboards*. Daher sind auch von der alternativen Wohlfahrtsberichterstattung der jetzigen Bundesregierung keine politischen Paradigmenwechsel zu erwarten. Zwar steht appellativ im Koalitionsvertrag der aktuellen Bundesregierung: «Wir wollen im Jahreswirtschaftsbericht eine Wohlstandsberichterstattung integrieren, die neben ökonomischen auch ökologische, soziale und gesellschaftliche Dimensionen des Wohlstands erfasst.» Für eine Regierung, die sich selbst das Motto «Mehr Fortschritt wagen» gegeben hat, wirkte das innovativ. Aber dass die Erfolgsgeschichte des Indikators Wachstum nicht automatisch durch andere Indikatoren wiederholt werden kann, will man nicht sehen.

Für das Entstehen der Großen Akzeleration als auch für die Unfähigkeit, schnell und wirklich transformativ auf den Klimawandel zu reagieren, ist nicht allein der historische Erfolg des Wachstums verantwortlich. Es ist die Tatsache, dass der Planet und alles, was auf ihm das Leben lebenswert macht, keinen Preis hat.

Preußisch Grün

Naturschutz ist doch was fürs Museum

Als vor weit mehr als hundert Jahren die «Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen» ins Leben gerufen wurde, war sie europaweit die erste ihrer Art. Ihren Sitz nahm sie in einem kleinen Museum, dem Westpreußischen Provinzialmuseum in Danzig, das wiederum im Grünen Tor logierte, einem Stadttor aus dem 16. Jahrhundert, prächtig und ausladend erbaut im Stil des flämischen Manierismus. Im Grünen Tor hatte einst die sagenhafte Luisa Maria Gonzaga gewohnt, bevor sie den polnischen König heiratete. Im 19. Jahrhundert verwandelte sich das Gebäude in einen heiteren Mehrzweckbau und diente ganz unterschiedlichen Bedürfnissen. Schulklassen zogen vorübergehend ein, nachdem das Schulgebäude abgebrannt war. Kunstausstellungen fanden statt, obwohl die Räume als zu dunkel galten. Mädchen erhielten Turnunterricht, weil sich kein besserer Ort fand. Und schließlich, am 14. September 1869, dem hundertsten Geburtstag des Naturforschers Alexander von Humboldt, wurde der erste Saal des Westpreußischen Provinzialmuseums im Grünen Tor eröffnet. In verglasten Magazinschränken wurden Steine, Bernsteine und Fossilien gezeigt, die meisten mit regionalem Bezug. Bald zog das 11 Meter lange Skelett eines Finnwals ein, und ein zweiter Saal wurde eröffnet. Jeden Sonntag gab es freien Eintritt, zwischen 11 und 1 Uhr.

Aus Sicht des 21. Jahrhunderts war das Provinzialmuseum in vielen Hinsichten ein Anti-Museum. Es entsprach ganz und gar nicht den Idealvorstellungen eines Museums, die auch noch unsere Gegenwart prägen. Es fing damit an, dass das Westpreußische Provinzialmuseum kein großstädtisches Haus war, es trug seine Lage jenseits des Zentrums im Namen. Noch dazu blieb es ohne Neubau, Anbau oder Umbau. Keine der architektonischen hybriden Gesten, mit denen die berühmten Museen unserer Tage ins öffentliche Bewusstsein gerückt sind, gab es für die Einrichtung in Danzig. Das Grüne Tor hatte es lange zuvor gegeben, und wie der Fuchs, der in den Dachsbau zieht,

musste man mit den Strukturen zurechtkommen, die es gab. Im Ganzen glich das Museum eher einem Kaninchenbau, mit weit verzweigten Kammern und Röhren. Im Grünen Tor breiteten sich die Sammlungen nach und nach auf vier Stockwerken aus, dazu kamen weitere fünf Geschosse, inklusive Dachboden, in einem Privathaus, das mehr als vier Kilometer entfernt lag. Zwischen Depot und Schausammlung war in den Anfangsjahren schwer zu unterscheiden.

Nichts davon hinderte Hugo Conwentz (1855–1922) daran, Botaniker und Direktor der Einrichtung, groß zu denken. Unermüdlich zielte er auf ein breites Publikum. Er verstand sein Haus als Pionierinstitution, als Museum, Klassenzimmer, Volkshochschule und vor allem Anwalt der Natur. Vom Preußischen Staat wurde er schließlich mit einer Bestandsaufnahme beauftragt und legte in Folge die Denkschrift «Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung» vor. Den Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen in der Bevölkerung sah Hugo Conwentz als eine der Hauptursachen ihrer Zerstörung an. 1906 wurde die «Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege» gegründet und Conwentz zu ihrem Leiter ernannt. Die Bildung von Mädchen nahm Conwentz dabei nicht weniger wichtig als die von Jungen, und zu seinen Amtshandlungen gehörte auch ein Brief, den er an Lina Hähnle schrieb, die Erste Vorsitzende des Bundes für Vogelschutz, die in ihrer Organisation bereits 40 000 Mitglieder zählte. Conwentz bat Hähnle um Zusammenarbeit.¹ Zu zweit ließe sich mehr erreichen. Im Namen des Naturschutzes suchte der preußische Beamte den Schulterchluss mit einer engagierten Frau. Auf die Idee kamen nicht viele seiner Kollegen.

Unort

Warum ist diese Gründungsgeschichte, die Museum und Naturschutz koppelt, außerhalb von Fachkreisen so wenig bekannt? Vielleicht deshalb, weil es nicht bei den vielversprechenden Anfängen



Abb. 1

«Hey, Preußen, kennst Du einen nubischen Mann mit Namen Mohammed?». Ölgemälde der preußischen Kronprinzessin Victoria, 1877.

blieb. Die deutsche Naturschutzbewegung setzte sich von Beginn an aus verschiedenen Lagern zusammen, und auch im Umfeld der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege befanden sich die Propagandisten völkischen Gedankenguts. Als die Einrichtung 1911 nach Berlin umzog, in den Neubau des Botanischen Museums, zählte zu den Eröffnungsgästen etwa Paul Schultze-Naumburg, Architekt, Kunsttheoretiker, Maler, späterer NSDAP-Reichstagsabgeordneter, NS-Kulturpolitiker und berühmter Autor von «Kunst und Rasse». Conwentz' Behörde geriet in die Schusslinie der völkischen Agitatoren. Die «rein naturwissenschaftliche Bewegung» wurde kritisiert und der «Kampf für die Gesunderhaltung des gesamten Volkes» angemahnt.² Mit dem Jahr 1933 gewannen die nationalistischen Strömungen die Oberhand, und aus der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen wurde 1935 das «Reichsamt für Naturschutz». Unterstellt war es Hermann Göring, der im NS-Staat nicht nur das Amt des preußischen Ministerpräsidenten besetzte, sondern auch die offizielle Bezeichnung «Reichsforstmeister» führte.

Nicht nur die deutsche Umweltschutzbewegung war von rassistischen Strömungen durchzogen. Auch in den Vereinigten Staaten bestimmten häufig Gruppen den Naturschutz, die ihre Herrenmoral zum Naturgesetz erklären wollten und als unnatürlich brandmarkten, was ihnen in die Quere kam. Glanz und Elend sei mit zwei Ereignissen benannt: Als Pionierleistung galt die Einrichtung des Yellowstone-Nationalparks von 1872, dem weltweit ersten Nationalpark. Als Tiefpunkt kann die Veranstaltung gelten, die 1921 vom Museum of Natural History in New York ausgerichtet wurde und den Titel trug «The Second International Congress of Eugenics», laut Museumsdirektor Henry Fairfield Osborn die «vielleicht wichtigste wissenschaftliche Zusammenkunft, die je in diesem Museum stattgefunden hat». Die Politik sah es ähnlich. Wenig später verabschiedete der Kongress der Vereinigten Staaten Gesetze, um die Einwanderung einzuschränken, mit dem erklärten Ziel, die «Rasse», zu der man sich selbst rechnen wollte, vor dem «Untergang durch den Einfluss anderer Rassen» zu verhindern.³ An einem Tag hielt man sich für die

Krone der Schöpfung und beanspruchte mit allen Mitteln das angebliche Recht des Stärkeren für sich, am nächsten stellte man sich selbst unter Naturschutz, um den drohenden Gefahren nicht zu unterliegen. Die Mischung aus Brutalität und Weierlichkeit war keine amerikanische Besonderheit.

Obwohl sich völkische Bewegungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vielfach auf den Naturschutz beriefen und den Ton angaben, wäre es nicht richtig, die ökologische Bewegung insgesamt unter ihre Anhängerschaft zu rechnen. Kehren wir also noch einmal zu den Anfängen nach Danzig zurück: In den besten Momenten waren die Schwächen des Westpreußischen Provinzialmuseums seine Stärken. Es war ein Ort, der sich ständig verlagerte und immer neue Verbindungen schuf, über den Stadtraum hinweg und außerhalb des Zentrums. Die Tradition, auf die sich die «Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen» namentlich berief, war nicht besonders alt. Den Begriff «Naturdenkmal» hatte Alexander von Humboldt 1814 geprägt, um Naturgebilde mit Bauwerken und Denkmalen gleichzustellen und ihre Bedeutung als historische Zeugnisse hervorzuheben. Wertvoll schienen Humboldt ganze Landschaften wie auch kleinere Formationen, etwa Felsen, Bäume oder Baumgruppen, ganz gleich in welchem Staatsgebiet oder auf welchem Kontinent. In diesem Sinne verstand auch Conwentz seine Aufgabe zunächst darin, Naturdenkmäler zu inventarisieren. Zu den bemerkenswerten Bäumen, die er ausfindig machte, gehörte neben der wenig überraschenden Eiche, eine Trauerfichte, die seltene Zwergbirke und eine zweibeinige Eiche. Die Besonderheit letzterer bestand darin, dass sie in zwei schenkelförmigen Stämmen aus dem Boden wuchs, die sich erst in einer Höhe von mehr als zwei Metern zu einem Stamm vereinigten.

Die Anfänge können nicht anders als bescheiden genannt werden, aber sie waren von einer Idee befeuert, die vorbildlich geblieben ist: Zu sammeln, bewahren und forschen verstand Conwentz nicht

als eine Aufgabe, die nur innerhalb der Wände seiner Institution Gültigkeit hatte. Kein Museum ohne Natur. Kein Innen ohne Außen. Das Museum war der großen Welt um sich herum nicht weniger verpflichtet als der kleinen Welt, die es bewahrte.

Da Conwentz 1922 überraschend starb, erlebte er nicht mehr, wie sich seine Behörde in den beschriebenen «Unort» verwandelte. Allerdings hatten sich in dem von Preußen geschaffenen Deutschland schon zuvor häufig die Kräfte durchgesetzt, die andere Stimmen zum Schweigen brachten und ihr Herrenmenschentum mal als gottgegeben, mal als Naturgesetz veredelten. Die Liste derjenigen, die diesem Preußen den Rücken kehrten, reicht von Franz Boas, dem Ethnologen, der 1887 nach Amerika auswanderte, um dort die Unwissenschaftlichkeit von Rassevorstellungen nachzuweisen, bis zu Hugo von Tschudi, dem Kunsthistoriker und Berliner Nationalgaleriedirektor, der 1908 an die Bayerischen Staatsgemäldesammlungen wechselte. Im Jahr 1902 war auch Rudolf Duala Manga Bell (1873–1914), König des Duala-Volks, zum letzten Mal von Kamerun nach Deutschland gereist, wo er zeitweise seine Jugend verbracht hatte. Während seines Aufenthalts traf er in Berlin auf den Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes. Drei Jahre darauf richtete Rudolf Duala Manga Bell mit weiteren Unterzeichnern in Kamerun einen offenen Brief an den Reichstag, in dem gefordert wurde, sämtliche Kolonialbeamte abzuziehen, da sich diese nicht an das deutsche Recht halten würden. Auch danach wies Rudolf Duala Manga Bell auf die Rechtsbrüche der Kolonialverwaltung hin. Er wurde wegen Hochverrats zum Tode verurteilt. Seine Verteidiger, die deutschen Anwälte Hugo Haase und Paul Levi, erhielten nicht die Möglichkeit, Einspruch einzulegen. Duala Manga Bell wurde am 8. August 1914 in Duala gehängt.

Kaninchenbau

Das Erbe der Stimmen, die es in Preußen hätte geben können, wenn sie nicht zum Verstummen ge-

zwungen worden wären, wird heute in einigen Museen rekonstruiert. Das Museum am Rothenbaum – Kulturen und Künste der Welt (MARKK) in Hamburg zeigte 2023 die großartige Ausstellung «Hey Hamburg, kennst Du Duala Manga Bell?», flankiert von einer ausgezeichneten Graphic Novel. Wie in einem Kaninchenbau taucht das andere Preußen an verschiedenen Orten auf, als Kehrseite und Gegengeschichte. Und in eben diesem hoffentlich wachsenden Kaninchenbau soll zum Schluss dieses Textes einem Gang bis auf die Website der Royal Collection gefolgt werden, bis zu der Abbildung eines Gemäldes, das die preußische Kronprinzessin und spätere deutsche Kaiserin Friedrich malte und mit «Victoria. 1877» signierte (*Abb. 1*).⁴ Es ist das Bildnis eines nubischen Mannes mit Namen Mohammed. Das Ölgemälde zeigt ihn im Dreiviertelporträt, das üppige Falten werfende Gewand in lockerem Strich gemalt. Aus Berlin berichtet Victoria ihrer Mutter, der britischen Königin, der vierundzwanzigjährige Mohammed sei mit dem Maler Prof. Gentz aus Algerien auf der Durchreise gewesen. Mehr ist bisher über den Dargestellten nicht bekannt. Die Malerin Victoria beschreibt ihn als «indeed splendid».

Auch Victoria zählte zu den Stimmen, die vom offiziellen Preußen ungenutzt gehört wurden. Insbesondere Otto von Bismarck, Preußens Ministerpräsident, setzte viel daran, Victoria durch taktischen Rufmord zum Feindbild zu machen. Das bessere Preußen, für das sie sich einsetzte, wollte er mit allen Kräften verhindern. Nur sechs Jahre zuvor, während des deutsch-französischen Kriegs von 1871, hatte Bismarck festgehalten, dass jeder deutsche Soldat, der einen schwarzen Soldaten zum Kriegsgefangenen mache, selbst unter Arrest gestellt werden sollte. Seiner Ansicht nach handelte es sich bei diesen Männern der französischen Armee um «Raubtiere», die sofort erschossen werden sollten.⁵

Welche Geschichte wurde mit dem Gemälde «Mohammed: A Nubian» hinterlassen? Sie heller

auszuleuchten wäre ein weiterer möglicher Raum im Kaninchenbau und preußisch grünen Anti-Museum, dessen Gestaltung uns als Aufgabe zufällt.

- 1 Vgl. Anna-Katharina Wöbse: Lina Hähnle – eine Galionsfigur der frühen Naturschutzbewegung, in: Naturschutz hat Geschichte, Veröffentlichungen der Stiftung Naturschutzgeschichte, Band 4, Stiftung Naturschutzgeschichte (Hg.), Essen 2003, S. 113–130, hier S. 113.
- 2 Michael Wettengel: Staat und Naturschutz 1906–1945. Zur Geschichte der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen und der Reichsstelle für Naturschutz, in: Historische Zeitschrift Band 257 (1993), S. 355–399, hier S. 373.
- 3 Donna Haraway: Teddy Bear Patriarchy: Taxidermy in the Garden of Eden, New York City, 1908–1936, in: Social Text, no. 11 (1984): 20–64, hier S. 56. Übersetzung von JV.
- 4 <https://www.rct.uk/collection/search#/11/collection/403642/mohammed-a-nubian>.
- 5 Zit. nach Hannah Pakula: An Uncommon Woman: The Empress Frederick, Daughter of Queen Victoria, Wife of the Crown Prince of Prussia, Mother of Kaiser Wilhelm, London 1995, S. 279.

Bildnachweis: Abb. 1: Royal Collection Trust/
© His Majesty King Charles III, 2023/Bridgeman Images.

Der geheime König

Abschied von Wolfgang Schivelbusch

Das ZfL dürfte die einzige Institution gewesen sein, der er je nähergetreten ist. Als *Senior Fellow* schätzte er vor allem den Zugang zur Bibliothek des Hauses, wo man ihn häufig im Gespräch fand mit den Bibliothekarinnen oder anderen Besuchern, stets neugierig, mitteilungsfreudig, und meistens heiter. Aber sonst pflegte er Abstand zu allem offiziell Institutionellen. Die Position des nicht direkt involvierten Beobachters war ihm schon während des Studiums in Frankfurt am Main und Berlin zur zweiten Natur geworden.

Distanz (ohne Nietzsches Pathos) hat er in den vielen Jahren, die er halbjährlich zwischen New York und Berlin pendelte, auch geographisch beim Wort genommen und gelebt. Die exzentrische Qualität des Beobachterpostens wurde in seinem autobiographisch gefärbten Buch *Die andere Seite* (2021) als «machtlose Souveränität» charakterisiert. Die entsprechende Existenzform eines Privatgelehrten schwebte Walter Benjamin, den man neben Norbert Elias und Siegfried Kracauer getrost zu seinen geistigen Vätern rechnen darf, noch vor, als deren gesellschaftliche und ökonomische Bedingungen längst verschwunden waren.

Wolfgang Schivelbusch war auch passioniert, aber pragmatisch. Abgesehen von gelegentlich übernommenen Auftragsarbeiten wie die Studien zur Frankfurter Intelligenz in den zwanziger Jahren (*Intellektuellendämmerung*, 1982) hat er seine Forschungen ausschließlich und kontinuierlich über solche Anträge finanziert, die heute aus der Perspektive der Universitäten Drittmittel heißen. Es hat ihn betrübt, als in jüngerer Zeit ein solcher Antrag einmal abgelehnt wurde. Die Entscheidung sagt einiges über die aktuelle Entwicklung von Drittmittelbetrieb und Evaluierungswesen, aber nichts über ihn. Und das Buch schrieb er selbstverständlich trotzdem. So wenig wie die übrigen ist es aus der intellektuellen Landschaft seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts wegzudenken. Ein jedes ist heute ein vielfach wieder aufgelegter und übersetzter Klassiker.

Als Ein-Mann-Forschungsinstitution hat er ein denkbar breites Themenfeld bearbeitet. Es reicht von der *Geschichte der Eisenbahnreise* (1977) über die Bedeutung der Genussmittel (*Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft*, 1980) und die Elektrifizierung der Großstädte (*Lichtblicke*, 1983) bis zu groß angelegten komparatistischen Analysen über die *Kultur der Niederlage* (2012), die Kulturpolitik in Berlin in der kurzen «Traumzeit» nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und vor dem Fall des Eisernen Vorhangs (*Vor dem Vorhang*, 1997) und das Verschwinden alter Kriegskunst (*Rückzug*, 2019). In Technik-, Mentalitäts-, Intellektuellen- oder Militärgeschichte und auch im wohlfeilen Sammellabel der «Kulturgeschichte» geht keines auf – wenn gleich die Frage nach Gewinnern und Verlierern der Geschichte eine Konstante im Werk darstellt.

Bei den Verlierern war er schon deshalb, weil ihn stets die Einzelfälle mehr als der Typus interessierten, das Besondere – pathetisch und mit Adorno gesprochen: das Inkommensurable –, dessen Anspruch auf Repräsentation er zu seiner Sache machte. Seine Gabe zur plastischen Darstellung ist fraglos; der Verführung zum breiten Pinselstrich und Panoramatischen widerstand er. Im Vorwort seines Buches über die *Intellektuellendämmerung* heißt es lakonisch: «Begründungen, weshalb diese und nicht andere Fälle, werden nicht gegeben. Die einzige Linie, die systematisch verfolgt wurde, bestand darin, bereits Bekanntes nicht noch einmal zu erzählen, sondern das wenig Bekannte bzw. Unbekannte bekannter zu machen.» Schule gemacht haben seine kanonischen Bücher gleichwohl nicht; daran lag ihm erstens wenig, und zweitens war es auch gar nicht möglich, weil sein Gespür für das vernachlässigte Detail am Rande des Schauplatzes – etwa die Schicksale der *Bibliothek von Löwen* (1988) in den beiden Weltkriegen – einer Sensibilität, vielleicht sogar Obsession für das Konkrete geschuldet war, aus der sich keine zu befolgenden Regeln abstrahieren ließen. Seine Themen fanden ihn, nicht umgekehrt.

Gleichwohl und vielleicht eben deshalb war Wolfgang Schivelbusch der geheime König der Kulturwissenschaften, lange bevor deren Institutionalisierung begann und abseits der vielen theoretischen Debatten seit 1968. Allerdings sollte man seine gleichsam vitalistische Rhetorik der Theorieabwehr zugunsten der materialen Dinge nicht überbewerten. Wie sehr ihn Theorie betreffen konnte, ist seiner Studie *Das verzehrende Leben der Dinge. Versuch über die Konsumtion* (2015) zu entnehmen, die sich einer späten, aber zündenden Lukrez-Lektüre verdankt. Da schien ihn einmal eine Theorie anzulächeln. Aber er reagierte in der Tat allergisch auf die gerade gängigen Münzen der Theoriebildung und besonders auf den meistens flankierenden Jargon. Für beides besaß er einen untrüglichen Instinkt und hielt mit seiner tiefen Abneigung auch nicht hinter dem Berg. So gesehen unbekümmert ergriff und verfolgte er, was ihn jeweils in Bann geschlagen hatte. Die Intuition gab dann jedoch der akribischen Material-Recherche statt. Die luzide und elegante Darstellung, die pointierende Auswahl und Konstellation der Funde bleiben sein Geheimnis.

Physiognomischer Blick, morphologische Intuition und rastlose Tätigkeit am Material erinnern vielleicht nicht nur mich an Goethe. (Das Motto für *Intellektuellendämmerung* stammt von Eckermann.) Das Verhältnis dieses Kulturhistorikers zur Literatur ist jedenfalls ein eigenes und nicht zu unterschätzendes Kapitel. Wolfgang Schivelbusch hat als Literaturwissenschaftler begonnen, bei Peter Szondi gehört (von dem er so fasziniert war wie viele andere in dessen Umfeld, deren hagiographische Tendenzen und Rivalitäten ihn jedoch abstießen) und wurde mit einer Arbeit zum *Sozialistischen Drama nach Brecht* (1974) mit drei Modellstudien zu Peter Hacks, Heiner Müller und Hartmut Lange von Hans Mayer promoviert. Zu den Quellen, die er weniger anzapfte, als dass es ihm aus ihnen, wenn die Wunschel-Rute der Intuition einmal ausgeschlagen hatte, reich entgegenspru-

delte, gehörte mit großer Selbstverständlichkeit auch die Literatur. Und darunter verstand er nicht bloß literarische Texte, sondern auch eine latente Qualität historischer Wirklichkeiten. Eine Stelle aus *Die andere Seite* deutet in diese Richtung. Mit Bezug auf den Untertitel von Kracauers Filmbuch heißt es dort: «Kracauer spricht von ›Rettung der äußeren Wirklichkeit‹. Ich nenne es ›poetisch‹. Kracauer nicht. Das macht ihn so wunderbar, dass er für die Poesie spricht, ohne das Wort beim Namen zu nennen.» Nicht von, sondern «für».

Einen herausgehobenen Platz in Schivelbuschs Universum behauptet allerdings auch die ikonographische Tradition, insbesondere Photographien. Der üppig bebilderte und großformatige Band *Licht Schein und Wahn* (1992) gibt einen Eindruck von ihrer Bedeutung für das Gesamtwerk. Im Dialog mit den Bildern und voller Hochachtung vor ihren vieldeutigen Details rekonstruiert er dort die Geschichte der Licht- und Belichtungsverhältnisse, von den frühen Phantasmagorien der Weltausstellungen bis zur Lichtarchitektur seiner Gegenwart. In Fotos fand er häufig auch Sprengsätze für zeitdiagnostische Überlegungen.

Für den ZfL-Blog hat er 2017 unter dem Titel «Der wichtigste Satz, der mir je gestrichen wurde» von seiner Kommentierung einer Photographie der siegreichen US-Generäle kurz nach dem Irakkrieg erzählt. Das Bild erschien ihm bemerkenswert, weil die unterlegenen Generäle der Gegenseite, anders als in der langen Tradition der Kapitulationsverträge üblich, nicht mit den Siegern am Tisch saßen: «Diese uralte Gemeinschaft der Sieger und Verlierer fehlte in diesem Bild.» Der Satz, den er damals nicht bringen durfte, ist heute eine politische Binsenwahrheit: «It may well be that instead of the ever more elusive idea of a cache of weapons of mass destruction – on behalf of which the war was started – the real danger for America may turn out to be the army that presumably vanished into nowhere, but possibly into the underground.»

Hinter und neben dem einen Bild oder dem einen Fall stehen immer zahlreiche andere, die man kennen muss, um die Besonderheit des einen zu begreifen. Beim Vergleichen als heuristischem Verfahren, das sich ohne ein vorausgesetztes *tertium comparationis* den Dingen nähert, kommt alles auf die Gewichtung und Mischung von Unterschieden und Gemeinsamkeiten an. Wolfgangs Forschungsinteresse an der Geschichte der Eisenbahnreise, das ihn ursprünglich in die USA geführt hatte, begann mit der faszinierten Beobachtung, dass die amerikanischen Eisenbahnen bis heute eher die Anmutung eines Schiffes haben, während das Vorbild des europäischen Eisenbahnabteils die Kutsche war. Was man im Ausgang von dieser Beobachtung über die Geschichte der Technik in Europa und Amerika lernen kann, führt das Buch des damals 36-Jährigen glanzvoll vor Augen. Der Erschließungskraft des unbefangenen und pietätlosen Vergleichens ist Wolfgang treu geblieben, auch und gerade in Gestalt der amerikanisch-europäischen Doppelbeleuchtung. Sie spielt in *Entfernte Verwandtschaft. Faschismus, Nationalsozialismus, New Deal 1933–1939* (2005) eine ebenso entscheidende Rolle wie in *Die Kultur der Niederlage: Der amerikanische Süden 1865, Frankreich 1871, Deutschland 1918* (2001).

Ich bin mir aber ziemlich sicher, dass der tiefere Grund für die jahrzehntelange Pendlerexistenz zwischen Amerika und Deutschland die *open stacks* der New Yorker Bibliotheken gewesen ist. Das freie Stöbern und Blättern in thematisch und chronologisch organisierten Bücherbeständen war ein wichtiger Teil der Arbeit an seinen sorgfältig recherchierten Büchern. Wirklich zu Hause bei sich und mit den Dingen war er in der Bobst Library der New York University. Deren universitären Betrieb hielt er sich auch dort vom Hals. Als wir uns gerade kennen gelernt hatten, habe ich ihn einmal zu einem Besuch in eine Lehrveranstaltung an der NYU gebeten. Den Fehler habe ich kein zweites Mal gemacht. Er empfand die Situation als Zumutung und agierte entsprechend.



Abb. 1

Rückzug: Der Einzelgänger Wolfgang Schivelbusch zog das Selbstdenken stets der akademischen Umwelt vor. Foto aus den siebziger Jahren, mit Dank an Helma von Kieseritzky.

Sosehr Wolfgang Schivelbusch der akademische Betrieb in all seinen Formen suspekt war und ihn zu Zeiten regelrecht anwidern konnte, so sehr schätzte und pflegte er das Gespräch, am liebsten zu zweit. Unseres hat er 1997 in New York initiiert. Abgebrochen ist es erst mit seinem Tod. Über Jahre trafen wir uns ein oder zwei Mal im Monat im winzigen Cafe *Ceci Cela* in der Spring Street auf klapprigen Stühlchen zu planloser Plauderei. So schien es mir jedenfalls, wenn wir einander mitteilten, was uns gerade beschäftigte und auch das politische Tagesgeschehen nicht zu kurz kam. Ich habe erst sehr viel später begriffen, wie wichtig ihm solche Gespräche waren und welchen systematischen Stellenwert sie für seine Arbeit hatten. Immer ging es darum, neue Ideen an einem Gegenüber gleichsam auszutesten, gesprächsweise einen Gedanken zu entwickeln und idealiter gemeinsam weiterzuspinnen. Während meiner Jahre in Bonn ruhte das Gespräch. Allerdings meldete sich Wolfgang gelegentlich per Email mit irgendeinem Fund. Ich erinnere mich an ein Zitat aus einer Erzählung von Stifter über Menschen, die in den Straßen «hin

und wider gingen». Er hatte hinzugefügt: «Das fand ich bemerkenswert.»

Beglückt über das Wiedersehen und als sei gar keine Zeit vergangen, haben wir das Gespräch 2015 in Berlin wieder aufgenommen. Der Spätsommer jenes Jahres war geprägt von den Flüchtenden aus verschiedenen Teilen der Welt. Wolfgang nahm angesichts der Bilder das alte und mir ganz fremd vorkommende Wort der «Völkerwanderung» in den Mund. Für Merkels «Wir schaffen das» und die deutsche Willkommenskultur (die dann ja auch schnell verflogen war) hatte er nur Hohn übrig. (Über seinen vermeintlichen «Rechtsruck» und weitere Überlegungen zur Politik der jüngeren Zeit informiert man sich am besten über die Schlusskapitel in *Die Andere Seite*). Auch wir waren in jenen Tagen keineswegs immer derselben Meinung. Aber unser Streiten ruhte auf festem Grund. In seinen oft spontanen politischen Urteilen und scheinbar idiosynkratischen Stellungnahmen war Wolfgang verlässlicher als der Weltenlauf, der ihm mehr als einmal Recht gegeben hat. Zu dieser Verlässlichkeit gehörten wesentlich zwei Dinge. Zum einen misstraute er dem *mainstream* grundsätzlich und so weitgehend, dass er sich trotzig und gewissermaßen für- und vorsorglich auf den Standpunkt und die Seite der Verlierer stellte. Seine Sympathien galten stets denen, die ihm in einer bestimmten Situation als die Abgehängten und *underdogs* erschienen. Zum anderen waren ihm auch zeitlich weit entlegene Gegenstände sozusagen leibhaftig nah. Offenbar gab es für ihn in der Geschichte einen Bodensatz des nicht Historisierbaren. Das ist für einen ausgewiesenen Historiker gewiss ungewöhnlich, aber Wolfgang Schivelbusch hatte so etwas wie einen sechsten Sinn für eine latente Dimension der Geschichte, die in der üblichen Historiographie eher nicht vorkommt. Auch deshalb wurde ihm 2005 der Aby-Warburg-Preis verliehen. Aufgrund seiner besonderen Disposition im Umgang mit historischem Material mussten Wolfgang bei den Bildern aus dem Spätsommer

2015 die Völkerwanderungen zwischen dem 4. und 6. Jahrhundert einfallen, neben und vielleicht sogar noch vor den Flüchtlingstrecks nach den Weltkriegen.

In derselben Weise mögen ihn die Bilder vom Sturm auf das Kapitol in Washington DC vom 6. Januar 2021 bewegt haben, ein altes Buchprojekt wiedervorzunehmen. Die dem auf Englisch verfassten Exposé beigefügte Kapitelübersicht historischer Palasteroberungen reicht von den revolutionären Stürmen auf Versailles und den Tuilerien-Palast 1789 bzw. 1792 bis zum Auftritt der US-Armee in Husseins Bagdad 2003. Hätte er noch Zeit gehabt, diesen Plan auszuführen, wäre der Mob im US-Kapitol gewiss hinzugekommen. Mit den Palastergreifungen ging es ihm nicht um den Nachweis, dass die Geschichte sich wiederholt, sei es als Tragödie oder als Farce. Unter historiographischen Gesichtspunkten ist die Palastergreifung keine signifikante historische Größe, meistens bloß ein Nachspiel und fast ohne Bedeutung für die Geschichte der Sieger. Aber gerade deshalb verdichtet sich in ihr das «Drama» der Geschichte. «In this sense the conquered palace is the concentration of the Decline-and-Fall-Process into one moment and one spot.» Hätte Wolfgang Schivelbusch sein letztes Buch geschrieben, wüssten wir nicht nur mehr über die Geschichte von Palastergreifungen, sondern auch etwas mehr über die Rolle von «Drama» und «Passion» in der Geschichte und im Leben ihres quecksilbrigen und bis zuletzt quicklebendigen Anwalts.

*

Der Nekrolog ist in leicht variiert Form auf dem Blog des Leibniz-Zentrums für Literatur- und Kulturforschung, Berlin (ZfL) erschienen.

*

WOLFGANG SCHIVELBUSCH

Palasteroberung

Exposé

Jeder Kampf um die Vorherrschaft wird letztlich über die Verteidigung oder die Erstürmung des Herrschaftssitzes ausgefochten.

Traditionell handelt es sich bei diesem Sitz um den königlichen oder kaiserlichen Palast oder, in jüngerer Zeit, um den Präsidentenpalast. (Sein modernes ökonomisches Gegenstück, der Firmensitz, soll uns hier nicht beschäftigen, obgleich der Angriff auf das World Trade Center 2001 ein Hinweis darauf ist, dass sich die Grenzen verwischen).

Dass es selbst in den befriedeten westlichen Demokratien unserer Tage heißt, dank einer erfolgreichen «Kampagne» sei das Weiße Haus, die Downing Street oder der Elyséepalast «erobert» worden, sagt viel darüber aus, wie tief das Bild der gewaltsamen Besatzung noch immer in unserer Vorstellungswelt wurzelt – um gar nicht erst die Rhetorik des Faschismus und Nationalsozialismus mit ihrem «Marsch auf Rom» und ihrer «Machtergreifung» zu bemühen. Bei beiden handelte es sich in keiner Weise um militärische Aktionen: Das alte Staatsoberhaupt ernannte ordnungsgemäß den neuen Regierungschef.

In der Politik sind uns die Militärmetaphern allzu geläufig, als dass wir sie noch einmal eigens untersuchen müssten, doch jene historischen Ereignisse, bei denen tatsächlich die Sitze der Macht – sei es militärisch, soldatisch, revolutionär – erobert worden sind, wurden als historische Kategorie nie an sich in den Blick genommen. Selbstverständlich ist von ihnen als Teil des umfassenderen histori-

schen Geschehens (des Krieges oder der Revolution), in das sie fielen, berichtet worden. Man hat sie sogar als abschließenden oder krönenden Akt der betreffenden historischen Bewegung betrachtet und oft zu nationalen Symbolen erhoben. Als herausstechendes Beispiel wäre der sogenannte «Sturm auf den Winterpalast» im Oktober 1917 zu nennen – (so genannt, weil es in Wahrheit so wenig um einen «Sturm» ging wie bei Mussolini um einen «Marsch» und bei Hitler um eine «Machtergreifung»). Tatsächlich hatte eine Abordnung bolschewistischer Soldaten bloß die Provisorische Regierung festgesetzt. Erst später wurde das Ereignis zu Propagandazwecken filmisch in Szene gesetzt.) Ein weiteres berühmtes Beispiel ist das Aufpflanzen der Roten Fahne auf dem Reichstag 1945 in Berlin – (auch dieses wurde erst nach dem Ereignis inszeniert).

In diesem Buch soll die Geschichte der Palasteroberung als eine eigene Gattung abgehandelt werden. Die unten aufgeführten Fälle umspannen zwei Jahrhunderte.

Seit den Tagen der französischen Revolution ist die gewaltsame Inbesitznahme von Schlössern – Revolutionäre, Soldaten, Fischweiber, die durch Spiegelsäle laufen, während ihre Anführer sich auf verlassenen Thronen flegeln und an ehemaligen Kabinettstischen rekeln – zu dem Symbolbild gelungener Aufstände und militärischer Siege geworden. Seit die Griechen den Palast des Priamos' in Troia geplündert haben und Alexander der Große im Palast des Darius' in Persepolis gespeist und ihn dann niedergebrannt hat, ist der eroberte Palast eine Urszene, deren Faszination und Wucht sich aus dem Appell an unsere unbewussten Allmachphantasien speist.

Hier ein paar Beispiele, die eine Vorstellung von der Bandbreite des Sujets vermitteln.

Die Einnahme des Versailler Schlosses durch den Pariser Mob im Oktober 1789 und des Tuilerien-

Palastes im August 1792, deren Symbolwert für die französische Revolution nicht geringer war als der Sturm auf die Bastille am 14. Juli und im Hinblick auf die reale Machteroberung sicherlich bedeutender.

Der Sturm auf den Winterpalast in St. Petersburg im Oktober 1917.

Die amerikanischen Generäle, die im April 2003 in Saddam Husseins Abu-Ghraib-Palast (sic!) den Sieg verkünden.

Winston Churchill, der 1945 die Ruinen von Adolf Hitlers Reichskanzlei in Berlin besichtigt.

Fidel Castro, der im Januar 1959 Batistas Palast in Havanna in Besitz nimmt, und – als konterrevolutionäres Gegenstück – Salvador Allende, der im September 1973 den Präsidentenpalast in Santiago gegen Pinochets Militärputsch verteidigt und dabei ums Leben kommt.

Die Liste lässt sich beliebig fortsetzen, etwa um die sublimierteste aller Palasteroberungen, das Einholen der Roten Fahne auf dem Kreml und das Aufziehen der neuen russischen Trikolore im Jahr 1991 – ein geisterhafter Akt, der weder Verteidiger noch Eroberer kannte, sondern nur etikettenaustauschende Bürokraten.

Auf der anderen Seite erhält der Blick auf den Komplex ‚Palasteroberung‘ eine größere Tiefenschärfe, wenn das mythische Nachleben, welches das ursprüngliche Ereignis in der volkstümlichen Vorstellung erwirbt, mit eingeschlossen wird.

Der mythische und der symbolische Aspekt sind für das Sujet selbstverständlich von zentraler Bedeutung. Dem Akt und seiner Substanz nach kommt selbst der berühmtesten Palasteroberung für sich genommen nur ein geringes historisches Gewicht zu, sie ist nicht mehr als das i-Tüpfelchen auf dem Siege. Was sie von anderen geschichtsträch-

tigen Handlungen unterscheidet, ist ihr Doppelleben in der realen und der symbolischen Welt. Dass sie uns als «Drama» fesselt, mag seine Erklärung in der klassischen Definition des Aristoteles finden. Aristoteles zufolge ist das Drama durch die Einheit von «Ort», «Zeit» und «Handlung» bestimmt. Die Eroberung des Palastes ist das Drama in seiner reinsten und dichtesten Form.

Als festgebanntes Bild vermittelt es einen Eindruck von der Großartigkeit und der Fatalität der Geschichte, und darin ist es Piranesis Stichen der römischen Ruinen (etwa Neros Casa Aurea) nicht unähnlich, die wie eine Veranschaulichung von und zu Gibbons «Verfall und Untergang» aussehen. Der eroberte Palast ist so gesehen die Verdichtung von Verfall-und-Untergang in einem Augenblick und an einem Fleck.

Was Form und Aufbau des Buches betrifft, so wird es aus zwei Teilen bestehen.

Der erste Teil enthält ein einleitendes Essay über historische, mythische, symbolische und andere Aspekte des Themas (in der Art der Einleitung in mein Buch *Die Kultur der Niederlage*).

Der zweite Teil ist «dokumentarisch». Das heißt, nach einer kurzen Einführung in ihren historischen Ort und Kontext wird jede unten aufgelistete Palasteroberung mit Hilfe von Bildern und Berichten der Beteiligten und der Zeugen selbst zum Reden gebracht. Sofern sie zusätzlich wichtige Einblicke gewähren, können auch Texte und Bilder späterer Generationen herangezogen werden.

In der Hauptsache werden Photographien vorgelegt. Wo die Ereignisse noch nicht von der Kamera haben begleitet werden können, wird die ganze Bandbreite von Hand gefertigter Bilder verwandt, von Amateurzeichnungen über Zeitungskarikaturen bis hin zu monumentalen Gemälden.

Die nachstehende Liste von Kapiteln/Ereignissen ist nicht als endgültiges Inhaltsverzeichnis gedacht. Sie beabsichtigt vielmehr, die phantasmagorische Vielfalt auf dem Gebiet der Palasteroberungen anzudeuten und auf das eigentümliche, von ihnen

gebildete Geflecht hinzuweisen. Die verschiedenen Querverbindungen, Wiederholungen und Analogien hinsichtlich des Ortes und des Zeitpunkts (zum Beispiel Versailles 1789, 1871 und 1919 oder die merkwürdige Parallele des Brandes von Moskau und Washington, 1812 bzw. 1814 wurden der Kreml und das Weiße Haus von feindlichen Armen besetzt und geplündert) sollten vom Leser nicht als zusammenhanglose Zufallsereignisse verstanden werden, sondern als eine Gestalt oder eine eigenständige Konstellation.

Geplante Kapitel/Ereignisse:

1789/1792: Der Sturm auf das Versailler Schloss und den Tuileries-Palast (i.e. die Entführung des Königs nach Paris bzw. seine Absetzung)

1806: Napoleon im Berliner Stadtschloss nach der Schlacht von Jena

1812/1814: Die eindringenden Franzosen und Briten besetzen und brennen den Kreml und das Weiße Haus nieder

1848: Die Erstürmung des Tuileries-Palastes während der Februarrevolution

1865: Lincoln im Weißen Haus von Jefferson Davis in Richmond

1871: Die Proklamation des Deutschen Kaiserreichs in Versailles

1917: Der Sturm der Bolschewiki auf den Winterpalast in St. Petersburg

1918: Revolutionäre Matrosen und Arbeiter besetzen das Berliner Stadtschloss

1940: Hitler besucht Napoleons Sarkophag im Pariser Pantheon

1945: Alliierte Staatsmänner (etwa Churchill) und Soldaten in Hitlers Reichkanzlei

1959: Castro in Batistas Palast in Havanna

1973: Putsch/Angriff auf Allendes Präsidentenpalast in Santiago

1989: Wandlitz/Berlin: Das Berliner Bonzenviertel wird für das Volk geöffnet

2003: US-Generäle in Husseins Palast (Abu Ghraib!) in Bagdad

Aus dem Englischen von Christiana Goldmann

Die Autorinnen und Autoren

HEINZ BUDE

geb. 1954, ist Gründungsdirektor des documenta-Instituts in Kassel. 2019 ist erschienen *Solidarität. Die Zukunft einer großen Idee*.

PETRA GEHRING

geb. 1961, ist Professorin für Philosophie an der Technischen Universität Darmstadt. 2019 ist erschienen *Über die Körperkraft von Sprache. Studien zum Sprechakt*.

EVA GEULEN

geb. 1962, ist Direktorin des Leibniz-Zentrum für Literatur und Kulturforschung (ZfL). 2022 ist erschienen *Formen des Ganzen* (Hg. zusammen mit Claude Haas).

HANA GRÜNDLER

geb. 1976, leitet die Forschungsgruppe «Etho-Ästhetiken des Visuellen» am Kunsthistorischen Institut in Florenz – Max-Planck-Institut. 2022 ist erschienen *Leon Battista Alberti. Über die Seelenruhe*.

PHILIPP LEPENIES

geb. 1971, ist Professor für Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin. 2022 ist erschienen *Verbot und Verzicht. Politik aus dem Geiste des Unterlassens*.

DETLEF POLLACK

geb. 1955, ist Seniorprofessor für Religionssoziologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. 2020 ist erschienen *Das unzufriedene Volk: Protest und Ressentiment in Ostdeutschland von der friedlichen Revolution bis heute*.

ULRICH RAULFF

geb. 1950, ist Historiker und Autor. Demnächst erscheint seine Geschichte des Geschmacks *Die Dinge des Lebens*.

KARL-SIEGBERT REHBERG

geb. 1943, ist Seniorprofessor für Soziologie an der Technischen Universität Dresden und Herausgeber der Arnold Gehlen Gesamtausgabe. Zuletzt ist Bd. 5 erschienen *Urmensch und Spätkultur* sowie weitere Schriften zu einer *Theorie der Institutionen*.

WOLFGANG SCHIVELBUSCH

geb. 1941 – gest. 2023, war Kulturhistoriker und freier Autor. 2022 ist erschienen *Die andere Seite. Leben und Forschen zwischen New York und Berlin*.

STEPHAN SCHLAK

geb. 1974, ist geschäftsführender Redakteur der Zeitschrift für Ideengeschichte.

JOHANNES F. K. SCHMIDT

geb. 1966, ist Wissenschaftlicher Koordinator des Akademieprojekts «Niklas Luhmann – Theorie als Passion. Wissenschaftliche Erschließung und Edition des Nachlasses». 2022 ist erschienen «Niklas Luhmanns Zettelkasten: Herausforderungen einer Digitalen Edition», in: *Zyklos* 6.

DANILO SCHOLZ

geb. 1984, ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am KWI Essen. Demnächst erscheint sein Buch über Alexandre Kojève.

RUDOLF STICHWEH

geb. 1951, ist Direktor der Abteilung für Demokratieforschung am Forum Internationale Wissenschaft der Universität Bonn. 2021 ist erschienen *Democratic and Authoritarian Political Systems in 21st Century World Society* (zus. mit A.L. Ahlers, D. Krichewsky und E. Moser).

BARBARA STOLLBERG-RILINGER

geb. 1955, ist Rektorin des Wissenschaftskollegs zu Berlin. 2017 ist erschienen *Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit*.

ANDREAS STUCKE

geb. 1958, leitet die Abteilung Evaluation beim Wissenschaftsrat.

JULIA VOSS

geb. 1974, ist Honorarprofessorin an der Leuphana Universität Lüneburg und arbeitet als Kuratorin am Deutschen Historischen Museum. 2020 ist erschienen *Hilma af Klint. Die Menschheit in Erstaunen versetzen*.